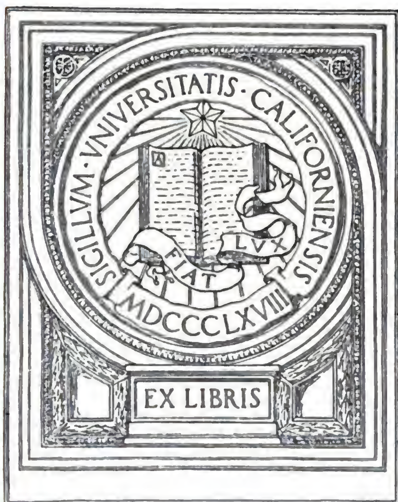
Arbeitsfreude

Alma Isabel Sofia Hedin, Sven Anders Hedin


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Alma Hedin.

Alma Hedin
Arbeitsfreude
Was wir von Amerika lernen können

An Stelle eines Vorworts:

Sven Hedin
Der 9. November!
Ein Gruß an das Deutsche Volk

Zweite Auflage



Leipzig / F. A. Brockhaus / 1921

Inhalt.

Vorwort.

Ich wollte ein Vorwort für das amerikanische Büchlein meiner Schwester schreiben. Ich wollte die Hoffnung aussprechen, daß ein Teil der Liebenswürdigkeit, die mir in Deutschland immer bezeugt worden ist, auch ihr begegnen möchte. Allein meine Schwester will auf eigenen Füßen stehen.

Anstatt eines Vorworts will ich in den folgenden Zeilen meine Gedanken über den Krieg und den Frieden aussprechen.

Stockholm, 9. November 1920.

Sven Hedin.

Der 9. November!

Ein Gruß an das Deutsche Volk.

Heute ist der 9. November!

Zwei Jahre Leiden und Qualen sind über die Erde dahingegangen seit dem Tage, da die sieggekrönten Fahnen des deutschen Heeres durch den Schmutz gezogen und mit Schmach und Schande überhäuft wurden!

Niemals ist ein Glanz, der auf Hunderten von Schlachtfeldern errungen wurde, so schnell erloschen. Auf die Reihe glänzender Siege, die die Jahre zwischen Tannenberg und Chemin-des-Dames mit Ehre und Ruhm erfüllten, folgte eine Erniedrigung, derengleichen in der Weltgeschichte bisher unbekannt gewesen ist.

Der 9. November! Man schaudert bei der Erinnerung an diesen Tag!

In Zukunft werden seine Schatten Jahr für Jahr alle echten Germanen verfolgen.

An diesem Tag zerriß das stärkste und stolzeste Reich der Erde zu einem Fetzen, der seither von seinen Feinden

mit empörender Grausamkeit und Verachtung behandelt wurde.

Wann wird der Tag anbrechen, an dem ein Deutscher, der es offen wagt, die Erinnerung an diesen Tag zu preisen, von seinem Volk gesteinigt wird?

Der Krieg ist ein Fluch. Vor Jahrtausenden predigte der größte Religionsstifter des Ostens, das Dasein selbst sei ein Fluch. Solange der Menschengeist krank ist, ist und bleibt er an den Staub gebunden. Und dieser Krieg hat in höherem Grad als irgendein früherer bewiesen, daß die Menschen noch sehr weit vom Himmel der Engel entfernt sind!

Der Krieg ist auch erhaben — wenn ein Volk für seine Freiheit, für sein Dasein kämpft. Mit Begeisterung trat das deutsche Volk in den Krieg, der auf Generationen hinaus über sein Schicksal entscheiden sollte. Alle inneren Kämpfe verstummten. Aller Parteihaß erlosch. Soldaten verschiedener Klassen und verschiedener politischer Überzeugung reichten sich die Hände und zogen hinaus, um Seite an Seite zu sterben. Bis in die letzte Stunde meines Lebens werde ich mich des gewaltigen Eindrucks erinnern, den ich erhielt, als ich im Herbst 1914 den von Siegesgewißheit erfüllten Gesang der ausziehenden Soldaten hörte, der in den Straßen der Städte ein überwältigendes Echo weckte:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall ...

und nie werde ich des von stolzer, mannhafter Zuversicht durchzitterten Kehrreims vergessen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht,
Die Wacht am Rhein!

Wie erstaunte die Welt, als bei Tannenberg die Donner krachten! Und welches Gefühl der Sicherheit flößten solche Namen ein wie Hindenburg und Ludendorff und Tirpitz! Mit überlegener Gewandtheit und Klugheit begann die Entente ihren Eisenring um die Zentralmächte zu schmieden, um deren strategische Lage hoffnungslos zu machen. Dank Mackensens glänzenden Siegen in Galizien brach im Sommer 1915 die gemeinsame Offensive des Feindes zusammen. Im April 1916 fing England an, wie in den Napoleonischen Kriegen seine unerhörten Machtmittel einzusetzen. England beherrschte das Meer und konnte daher neue Glieder zur Vollendung des eisernen Rings schmieden. Mit diesem Griff sollte Deutschland erstickt und zerschmettert werden. Wie immer aber, wenn es Englands eigne Existenz galt, war Englands Ziel „das Ideal der höchsten Menschlichkeit"! Und trotzdem wurde das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 mit überlegnem Hohn zurückgewiesen. Großbritannien kämpfte für „Freiheit, Selbstbestimmungsrecht und Gerechtigkeit". Als aber die Deutschen, um ihre Frauen und Kinder vom Hungertod zu retten und irgendwo

Luft zu bekommen, ihre Zuflucht zu dem verschärften U-Bootkrieg nahmen, da hieß es: „Deutschland wird es nicht gelingen, England auszuhungern. Deutschland soll zerschmettert werden.“ Die verschärften Maßnahmen der Deutschen wurden eine Barbarei gegen die Menschlichkeit genannt. Englands verschärfte Blockade war aber eine Tat der Menschlichkeit gegen die Barbarei! Die Volksmassen der Entente glaubten blind an die Wahrheit dieser Worte. Der Haß und der Abscheu gegen die Deutschen wurden in unerhörtem Maße geschürt. Und schließlich glaubten die Deutschen selber, daß sie Barbaren seien!

Das bisher so siegreiche und standfeste Volk begann zu schwanken. Es zweifelte an seiner eignen Kraft. Es glaubte nicht mehr an sich selbst. Die Unterminierung begann von innen. Das Volk stieß, wie der englische General Maurice bemerkte, den eignen Soldaten an der Front den Dolch in den Rücken. Im Herbst 1918 gedieh das Zerstörungswerk zur Reife, und am 9. November schlug Deutschlands Schicksalsstunde. Vielen gingen Schillers Worte durch den Sinn:

Was du von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück.

Berauscht von Vernichtungswillen unternahmen Deutschlands Feinde ihren letzten Sturmlauf. Das Ziel, die Weltherrschaft, die Beherrschung des Handels der ganzen Erde und aller Schleusen und Dämme des Gold-

stroms war für England bereits in Reichweite gerückt. Um es völlig zu erreichen, brauchte es nur noch die Erfüllung der Forderung: Ceterum censeo Germaniam esse delendam!

Lauter denn je erklang die Verkündigung, man kämpfe zum Schutze der kleinen Staaten, während diese gleichzeitig rücksichtslos mit Füßen getreten wurden. Auf Straßen und Märkten wurde das Selbstbestimmungsrecht der Völker gepredigt — zu einer Zeit, wo keine Spur mehr davon vorhanden war. Man kämpfte, um den Militarismus auszurotten, während man gerade dabei war, sich dessen Prinzipien in einem Maße anzueignen wie nie zuvor.

Man opferte sein Herzblut für den Sieg der Demokratie, vergaß aber, daß kein Großmogul, kein Kaiser von China, kein russischer Zar jemals eine despotischere Autokratie ausgeübt hatte als Lloyd George und Wilson. Man beteuerte, der Kampf gelte der Freiheit des eignen Volkes — in einer Zeit, da die persönliche Freiheit und die Freiheit der Meinungsäußerung in Ketten geschlagen waren.

Nein, die Sirenengesänge des Geldes, der Klang gediegenen Goldes hallte in den Ohren der führenden Männer wider. Es galt, Deutschland zu zerschmettern, den blühenden, lebensfähigen Konkurrenten. Es handelte sich um Shylocks Anschlag gegen Antonio, wie er sich in den an Tubal gerichteten Worten äußert: „Ich muß

sein Herz haben, wenn er nicht zahlen kann; denn wenn er weg ist aus Venedig, dann kann ich Handel treiben, wie ich will."

Nachdem Amerika in den Krieg eingetreten war, repräsentierte die Entente 1318 Millionen Menschen, die Zentralmächte aber nur 145 Millionen. Die Bevölkerung der ganzen Erde betrug ungefähr 1718 Millionen. Etwa vier Fünftel der Bevölkerung der Erde kämpften gegen die Mittelmächte. Bedenkt man, was Deutschland für seine Bundesgenossen bedeutete, und erinnert man sich, daß diese es nach und nach im Stiche ließen, so findet man, daß, trotz Rußlands Abfall, das Kräfteverhältnis für Deutschland noch ungünstiger wurde, nämlich 68 Millionen Deutsche gegen 1141 Millionen Ententemenschen. Gegen einen Deutschen standen damals 17 Feinde!

Nach den elementaren Begriffen von Ritterlichkeit war ein solches Verhältnis eine namenlose Feigheit. Man kann darin aber auch einen zahlenmäßigen Beweis für die Tüchtigkeit und Kraft der Deutschen finden; denn noch am 9. November war Deutschland militärisch nicht besiegt.

Die Advokaten und Professoren der Entente hatten ausgerechnet, daß Deutschland erst gebrochen werden könnte, wenn der starke Führer, die Inkarnation von Deutschlands Majestät, beseitigt wäre. Deshalb mußte der Kaiser fort. Nicht deshalb, weil er der Deutsche Kaiser war, sondern deshalb, weil er auf Erden der letzte

Monarch war, der in sich die großen Eigenschaften eines wirklichen Herrschers vereinigte, und deshalb, weil er in einem überwältigenden Gefühl seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen immer für Deutschlands Ehre und Entwicklung eingetreten war. Sechsundzwanzig Jahre hatte er alles getan, um den Krieg fernzuhalten, und sein Ehrgeiz war gewesen, in der Geschichte der Friedenskaiser zu heißen. Als Herr Wilson die Friedensnote des Papstes beantwortete, empfand das ganze deutsche Volk seine Worte über den Kaiser noch als eine schamlose Beleidigung seiner eignen Majestät. Sollte das deutsche Volk auf Befehl des Auslands dazu vermocht werden, den treuen Hüter der Größe des Reiches im Stiche zu lassen?

Die Lügenkampagne tobte. Sollte Deutschland auf die Knie gezwungen werden können, so mußte das Volk vom Kaiser getrennt und die eisenfeste militärische Organisation in Stücke geschlagen werden. Der Anschlag gelang. Die Demokratie, die die Schwäche der Entente gewesen war, sollte nun auch in Deutschland eingeführt werden. Deutschland wurde demokratisiert. Die Entente dagegen ahmte die feste militärische Einheitlichkeit nach, die Deutschlands Stärke gewesen war, und wurde dadurch unüberwindlich. Beim Durchführen dieser unerhörten Veränderung benutzten die Staatsmänner der Entente die wohlbekannten Methoden der Sozialdemokratie: wenn man eine Behauptung nur lange genug wiederholt, gibt es fast nichts,

was so absurd wäre, daß es nicht den Massen einleuchtet. Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo.

Prinz Max trat an die Spitze der neuen Ordnung. Er saß auf Bismarcks Platz an dem Tage, als Bismarcks Werk zerschmettert wurde. Den Höhepunkt seiner kurzen Laufbahn erreichte er, als Kaiser Wilhelm gezwungen wurde, die schwerste Krone niederzulegen, die je ein Fürst getragen.

Dann kam die Auflösung!

Vier Jahre hindurch hatten die Deutschen gesiegt. Seit dem 18. Juli 1918 hatte der Rückzug freiwillig und in guter Ordnung begonnen. Überall standen die deutschen Armeen in Feindesland. Man fragt sich, wie es möglich sei, daß in der kurzen Zeit von zweieinhalb Monaten die Lage sich in diesem Maße hatte verändern können! Waren die Siege in eine Reihe zerschmetternder Niederlagen verwandelt worden? Waren die deutschen Armeen aufgerieben und vernichtet? Hatte die Grippe die Reihen der Soldaten dezimiert? Fehlten Artillerie, Munition und Lebensmittel?

Nein! Noch immer stand die eiserne Mauer ungebrochen und auf erobertem Boden. Aber etwas war wohl geschehen, das den Tag in Nacht gewandelt hatte? Ja! Deutschland war demokratisiert worden. Das Volk hatte sein Schicksal selbst in die Hand genommen und der erfahrenen Führung den Rücken gekehrt. Und die Demokraten schienen bereit, auf jede beliebige Be-

dingung einzugehen; bis an den Rand von Karthagos Schicksal.

Zur Verteidigung der Demokraten muß jedoch anerkannt werden, daß sie ihre und Deutschlands Rettung in Wilsons vierzehn Punkten suchten. Sie glaubten blind, daß es Wilson damit ernst war. Die Regierung nahm sie auch ohne Ausnahme an. Nun sollte der gesegnete und ersehnte Völkerfrühling beginnen. Das deutsche Volk hatte noch nicht eingesehen, daß der Weltkrieg ein Vernichtungskrieg war und daß sein Hauptziel war, die Deutschen, wenn nicht völlig auszurotten, so doch auf Jahrhunderte hinaus zu lähmen.

Inzwischen brach die österreichisch-ungarische Monarchie zusammen. Die Waffenstillstandsbedingungen waren vernichtend. Die englische Presse verkündete, in ihnen könne Deutschland sein eignes Schicksal erblicken. Daily Chronicle begann die Analyse mit den Worten: „Die Bedingungen, die hier von Lloyd George kundgegeben sind, öffnen die Tür zu dem Ideal nationaler Freiheit in Osteuropa, das einer der ersten Staatsmänner der Alliierten unter den großen Fragen des Krieges in den Vordergrund gestellt hat."

Diese Bedingungen öffneten also die Tür zu dem Ideal nationaler Freiheit in Osteuropa. Die Zeitung Politiken, die am weitesten links stehende sozialistische Zeitung Stockholms, hatte eine ganz andere Auffassung. Sie schrieb: „Die Waffenstillstandsbedingungen der

Entente für das verblutete Österreich-Ungarn sind so teuflisch hart, so unmenschlich und ungerecht, daß in der Geschichte wohl selten Ähnliches vorgekommen ist." Dieselbe Zeitung sah voraus, daß „wir einem Gewaltfrieden ohnegleichen entgegengehen". Nach englischer Auffassung aber gingen wir dem „Ideal nationaler Freiheit" entgegen. Niemals ist ein von militärischen und politischen, von äußeren und inneren Schicksalsschlägen so völlig zerrissenes und aufgelöstes Reich — niemals ist die Heimatlosigkeit, das Leid, der Hunger und die völkische Not in so furchtbarer Form einem teuflischen Hohn ausgeliefert worden. Und doch hatte der zehnte Punkt Wilsons geheißen: „Den Völkern von Österreich-Ungarn, deren Platz unter den anderen Nationen wir sichergestellt zu sehen wünschen, müßte die erste Gelegenheit zu autonomer Entwicklung gegeben werden."

Bulgarien, Österreich, Ungarn und die Türkei befanden sich schon auf dem Friedhof. Für Deutschland, den Schutzwall germanischer Kultur auf dem europäischen Festland, erklang das Sterbegeläute. —

Die zwei letzten Jahre haben uns gelehrt, was die Bedingungen des Waffenstillstands und des Versailler Friedens für Deutschland enthielten. Das mächtige Reich wurde völlig entwaffnet, und da es jeder Möglichkeit beraubt wurde, eine nationale Unabhängigkeit zu verteidigen, kann Deutschland nicht mehr ein selbständiger Staat heißen. Seine ganze Handelsflotte und alle seine

Kolonien wurden ihm vom Sieger genommen, und da Deutschlands Boden nicht genügt, um die ganze Bevölkerung zu ernähren, wurde das Land von der Lebensmittelzufuhr von außen abhängig gemacht. Die deutsche Industrie, die auf Kohle und Eisen aufgebaut ist, wurde dadurch lahmgelegt, daß die produzierenden Gebiete vom Feinde besetzt wurden. Schritt für Schritt wurden die Deutschen gezwungen, den Becher der Demütigung bis zur Neige zu leeren. Es blieb ihnen nur die Wahl zwischen Fortsetzung des Krieges oder bedingungsloser Unterwerfung. Wurde eine Liste von Forderungen mit ja beantwortet, kam man mit immer neuen Forderungen. Die Absicht der feindlichen Regierungen war, die verhaßten Feinde zu einer Nation von Sklaven zu machen.

Das Ziel, das die Entente nicht mit ehrlichen Waffen hatte erreichen können in einem Krieg, der sich über vier Jahre und drei Monate erstreckte, wurde schließlich mit Lügen und mit trügerischen Versprechungen erreicht. Schafft die alte Regierungsform, den Militarismus und das Kaisertum ab, dann könnt ihr Frieden erhalten und mit im Rate ehrlicher Nationen sitzen! Und man ging auf alles ein. Nicht feindliche Heerscharen waren es also, die die Deutschen besiegten, es waren die deutschen Demokraten, die das mächtige Reich in Fetzen rissen. Niemals ist ein ehrliebendes Volk tiefer in Selbsterniedrigung gesunken!

Nach der Katastrophe wurden die Soldaten bei ihrer Heimkehr mit Grüßen empfangen wie dem folgenden:

Seid willkommen, tapfre Streiter!
Gott und Wilson helfen weiter!

Da verwandelte sich die Tragödie in ein elendes Gaukelspiel! —

Lange wollte ich nicht an die Wahrheit der Telegramme glauben, die im November 1918 die Zeitungen füllten. Ich hatte alle deutschen Fronten besucht, und die zähe Ausdauer der Soldaten, ihre unerschütterliche Treue, ihre heiße Vaterlandsliebe und glänzende Tapferkeit hatten mich mit Bewunderung erfüllt. Ich hatte niemals einen Riß in dieser eisernen Disziplin bemerkt, die Jahr für Jahr die Deutschen unüberwindlich gemacht hatte. Kleine weiße Kreuze erhoben sich längs der Landstraßen Europas; es gab Blut und Tränen und Abschied, aber nie hörte ich einen Ton der Klage oder Unzufriedenheit; alle waren bereit, für das Vaterland in den Tod zu gehen.

Als schließlich die Wellen das sinkende Schiff zu verschlingen drohten, war ich überzeugt, daß die Germanen sich zu einem letzten Widerstand zusammenschließen würden, der an heldenmütiger Ausdauer alles überstrahlen würde, was die Geschichte seit den Tagen von Marathon berichtet. Der gewaltige Kampf, der die Menschheit solange in Spannung gehalten hatte, würde einen Abschluß finden, würdig der Opfer, die die Deut-

schen für ihre Existenz gebracht hatten. Mit Begeisterung und Todesverachtung würde die immer noch ungebrochene Front an den Grenzen des Reichs standhalten, und die Feinde würden bei dem Versuch, durchzubrechen, sich in ihrer unerhörten Übermacht gegenseitig niedertreten. Das Lied: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein" würde wieder durch die Straßen hallen wie im August 1914. Die Bevölkerung in der Heimat, ja die Greise, Frauen und Kinder würden die kämpfenden Truppen anfeuern und unterstützen und sich drängen, die Plätze der Gefallenen in den Reihen einzunehmen. Schließlich würden die Feinde ermatten, und der zähe Widerstand würde den ehrenvollen Frieden erzwingen, den die Deutschen während des Krieges mehrere Male vergebens angestrebt hatten.

An Stelle dieses gigantischen Marathon kam — der 9. November 1918! Auf die alte erprobte Verfassung folgte das Parlament der Revolution und der Straße. Der Parteihaß flammte in lichter Lohe auf. Alle wollten befehlen, keiner gehorchen. Man kämpfte gegenseitig um die Macht, während man vom Sieger zu Sklaven erniedrigt wurde. Das Volk spaltete sich, anstatt sich zu gemeinsamer Verteidigung seiner Rechte zu vereinen. Man trieb eine alles auflösende Revolutionspolitik, anstatt zum Besten des Vaterlands zu handeln. Die alte Ordnung und Organisation krachte in ihren Fugen, die Disziplin und Manneszucht schwanden dahin wie Nebel.

Die Tage gingen, und Deutschland sank immer tiefer.

Sittliche Entartung und Zügellosigkeit ergriffen das Volk wie eine Seuche. Die schlimmsten und häßlichsten Eigenschaften des Germanentums drohten diese ehemals so starke und edle Nation wie eine geistige Krankheit zu verheeren. Es schwanden alte Ehrlichkeit und Treue. Vergebens suchte man das alte Beamtentum, das wegen seiner Unbestechlichkeit berühmt war. Die Bürgerklasse, die Hüter der Wissenschaft und Kunst siechten dahin unter der Last unerträglicher Steuern, wurden gelähmt, vertrieben und dem Untergang preisgegeben. Diebstahl, Brandstiftung und Mord waren alltäglich. Die Massen liefen dem letzten Redner nach, der von Freiheit und Macht flunkerte. Man trachtete nach Geld, Bequemlichkeit, Luxus und Vergnügungen. Die Pöbelkultur, die wahre Barbarei, blühte, während die Bewahrer des geistigen Erbes erstickten. Man schwätzte Unsinn, anstatt zu arbeiten, man forderte hohe Löhne für seinen Müßiggang. Klassenhaß, Widersetzlichkeit und Frechheit wurden offen gepredigt. Die Jugend wurde vergiftet, der Friede der Häuslichkeit untergraben. Die ein ehrliches Leben führen wollten, mußten hungern. Kirchen und staatserhaltende, ehrwürdige Einrichtungen litten unter Kohlenmangel, während die Höhlen des Lasters in Licht und Wärme strahlten. Die Jugend wurde mit und gegen ihren Willen in elende Tanzlokale getrieben, in denen der Champagner floß und die Unzucht gedieh. Unwiderstehlich griff die Seuche um sich. Menschen ohne Wissen

und Bildung traten als Staatsmänner auf; jeder beliebige Arbeiter gab sich den Anschein, Politiker zu sein, reif, dem ganzen Volke Gesetze zu geben. Die Fäulnis machte Fortschritte. Revolten, Aufruhr, wilde Streiks gehörten zur Ordnung des Tages. In diesem ehemals so sicheren und gut geordneten Land war niemand auf Straßen und Wegen mehr seines Lebens sicher.

So sah die Freiheit aus, die mit so unerhörten Opfern errungen war! So die Freiheit, die an Stelle der alten erprobten Ordnung und Disziplin getreten war! Es wäre grausam gewesen, das unglückliche Volk zu fragen, ob es jetzt unter besseren und schöneren Verhältnissen zu leben glaube als in der Kaiserzeit!

An dem Tag, an dem das deutsche Volk die Waffen streckte im Glauben an seiner Feinde schöne Verheißungen eines gerechten Friedens, schrieb es sein eigenes Todesurteil. Nur mit ehrlichen, blanken Waffen konnte der Krieg gewonnen werden. Wäre das deutsche Volk hinter der Front ebenso standhaft und patriotisch begeistert gewesen wie die Truppen an der Front, der Krieg hätte ein anderes Ende genommen! Es wäre besser gewesen, noch einige Zeit zu bluten, als auf Jahre hinaus sich bedrohen zu lassen von den Bajonetten schwarzer Besatzungstruppen und ihrer schändlichen Brutalität gegenüber Frauen und Kindern! Als die Deutschen aber die Waffen auslieferten, die ihre Stärke gewesen waren, unterwarfen sie sich dem Los aller Besiegten. Irgend-

welche Gnade hatten sie wahrhaftig nicht zu erwarten. Wollten sie selbst sich nicht mehr helfen, so gab es gewiß niemand sonst, der Lust hatte, ihnen zu helfen.

In der Zeit der Erniedrigung, die auf den Krieg folgte, da vergaßen die Deutschen völlig die Reihe von Siegen, die ihre Fahnen gekrönt hatten. Der unvergängliche Schimmer ihres Heldenmuts verblich und verschwand aus ihrem Gedächtnis. Es war, als sei der ganze Krieg nur ein Traum gewesen. Die Erinnerung daran wurde ausgelöscht. Es gehörte nicht zum guten Ton, von den Taten zu sprechen, die die ganze Welt mit Bewunderung erfüllt und alles übertroffen hatten, was in der Vergangenheit geleistet worden war. Man verhöhnte sogar offen die stolzesten Blätter in der Geschichte des eignen Volkes. Bildlich gesprochen, besudelte man und überlieferte der Vergessenheit die zahllosen Gräber, die bluttränkte Schlachtfelder schmückten und in deren Schoß nun vergessene Krieger, nur von ihren Angehörigen beweint, den letzten Schlummer schliefen. Man vergaß, daß man in Feindesland, das Bajonett in der Hand und ohne einen Augenblick in Furcht oder Mattigkeit zu verfallen, dem Feuer und dem Tode geradewegs entgegengeschritten war, um Weib und Kind, Heim und Vaterland zu verteidigen. Man vergaß, daß man, ohne zu wanken und zu weichen, standhaft der glänzenden Todesverachtung der Franzosen und der heroischen Tapferkeit der Engländer getrotzt hatte. Man wollte nicht von

Tannenberg reden hören, von der Winterschlacht in Masuren, von den polnischen, russischen und galizischen Stürmen. Die märchenhaften Großtaten von den Falklandinseln und der chilenischen Küste bis zum Indischen Ozean, vom Skagerrak bis zum Schwarzen Meer — ein die ganze Erde umspannendes Netz von Heldentaten — waren ein hohles Echo aus der Welt des Unwirklichen geworden. In den feindlichen Ländern dagegen werden die Jahrestage mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel gefeiert, mit Triumphmärschen und Siegeshymnen, mit Paraden und Freudenfeuern, mit Kirchenfeiern zu Gottes Ehre und mit Marmor- und Bronzedenkmälern zur Erinnerung an die Gefallenen.

Wann wird der Tag anbrechen, da die Deutschen sich wieder mit Stolz ihrer eignen Großtaten erinnern und mit Zärtlichkeit die Gräber der Gefallenen pflegen? Wann kommt die Zeit, da sie nicht mehr die Helden zu beneiden brauchen, die das Glück hatten, zu fallen, bevor die Selbstaufgabe den Weg zur Ära der Erniedrigung eröffnete?

Wie oft ist nicht gesagt worden: Hätten die Deutschen gesiegt — der Gewaltfrieden, den sie ihren Feinden aufgezwungen hätten, wäre noch viel entsetzlicher geworden als der, der nun ihr eignes Los ist! Ich zweifle stark daran. Denn hätten die Deutschen gesiegt, dann hätten sie nicht die ganze Welt gegen deren Willen mit Gewalt zu lenken vermocht, hätten sie selbst gewollt. Aber sie

hätten Zucht, Ordnung und Organisation in Osteuropa eingeführt. Sie hätten natürliche und vernünftige Grenzen zwischen den verschiedenen Staaten und Völkern gezogen. Sie hätten rücksichtslos alle Kleinkriege niedergeschlagen und gärende Revolten, Aufruhr und Zügellosigkeit nicht zugelassen. Sie hätten durch friedliches Übereinkommen die Weltwirtschaft auf vernünftige Weise geordnet. Nicht einmal als Sieger hätten sie eine Weltherrschaft im englischen Maßstab an sich zu reißen vermocht — sie wären klug gewesen, sich nicht der Gefahr eines neuen Weltkriegs auszusetzen. Ja, hätten die Deutschen gesiegt, der Menschheit wäre das Zerrbild von Frieden, Ruhe und europäischem Gleichgewicht erspart geblieben, das unter dem Schutz der Entente die Welt noch immer in ihren Grundfesten erzittern läßt. Es hätte nicht eigentlich ein Sieg zu sein brauchen. Es wäre genug gewesen, wenn die Deutschen sich nicht hätten besiegen lassen, wenn sie bis zuletzt standgehalten, wenn sie nicht ihre Waffen weggeworfen und alles aufgegeben hätten.

Wer aber trägt die Schuld daran, daß der Ausgang nicht so wurde? Fragt nur Volksaufklärer hinter der Front! Sie verhießen Freiheit und internationale Verbrüderung. Es gibt auf Erden kaum einen Winkel, der nicht erkennen läßt, welchen schlechten Dienst die falschen Propheten in Deutschland der Menschheit geleistet haben!

In der Zeit, die seit dem 9. November 1918 verflossen, ist es nun von Tag zu Tag immer deutlicher ge-

worden, was die Entente mit dem Kriege erreichen wollte. Was nützt es, einem Volk, dem alle Lebensnerven von seinen Feinden unterbunden sind, zuzurufen: „Arbeite!" Die Zufuhr von Lebensmitteln hat seit sechs Jahren aufgehört. Wer sich nicht satt essen kann, kann auch nicht arbeiten. Die deutsche Industrie wird erdrosselt, seit sie der Kohle, des Eisens, Kupfers, Kalis, der Wolle, Baumwolle und anderer Rohstoffe beraubt wird. Die Arbeitslosigkeit ist daher erschreckend groß. Unzufriedenheit, Unordnung und Verbrechen gedeihen. Indem Deutschland Rohstoffe verweigert werden und sein Volk beständig unter der Hungergrenze gehalten wird, werden der deutsche Unternehmungsgeist und die deutsche Arbeit erstickt, die Konkurrenz hört auf, seitdem die gute deutsche Ware vom Markt verschwunden ist, und Deutschlands Feinde machen auf seine Kosten glänzende Geschäfte.

Zwei Jahre ist es her, daß ein regelrechter Krieg aufgehört hat. Aber der Erdrosselungsprozeß gegen Deutschland geht noch immer weiter! Braucht man da noch zu fragen, welches Kriegsziel die Entente verfolgte? Ist es nicht offenbar, daß es sich darum handelte, einen durch seinen Fleiß, seine Tüchtigkeit und Gründlichkeit gefährlichen Konkurrenten loszuwerden?

Es ist sicher, daß das ganze deutsche Volk, Kopf- wie Handarbeiter, wieder mit der alten Ausdauer und dem alten Fleiß arbeiten würde — wenn es nur die Möglichkeit dazu hätte. Nur die Entente kann den Weg für

eine solche Möglichkeit bereiten. In dem Augenblick, da die Schadenersatzsumme festgesetzt wird, da Lebensmittel und Rohstoffe nach Deutschland hineinströmen und Handelsverträge zugelassen werden, werden das öffentliche Gezänk und der lästige, unfruchtbare Pressestreit aufhören. Damit werden auch Ordnung und Ruhe wieder eintreten, und alle Versuche zu Aufständen können unterdrückt werden. Es sieht aber so aus, als wünsche die Entente keine Ruhe und Ordnung in Deutschland. Ihr politischer Plan ist, die finanziellen Verhältnisse in der Schwebe zu halten. Die Ungewißheit über ihre Zukunft, in der die Deutschen leben, muß Parteikämpfe und Bürgerkrieg zeitigen, und die Entente gewinnt an Deutschlands innerem Hinsiechen.

Was Deutschland vor allem braucht, ist daher eine Revision des Versailler Friedens. Hier müßten Amerika und die Neutralen, nicht zum wenigsten in ihrem eignen wohlverstandenen Interesse, ihre Stimmen zugunsten Deutschlands erheben. Erst wenn die besiegten Deutschen genau erfahren haben, wieviel sie bezahlen müssen, dann können sie die Verteilung der Schadenersatzsumme auf vielleicht fünfzig, vielleicht mehr Jahre vornehmen, — erst dann kann Deutschland wieder zu blühen beginnen.

Damit Deutschland den Weg einschlagen kann, der zur Genesung führt, muß das Volk aber arbeiten und produzieren. Es muß weiter die Arbeiterinteressen

ebenso fördern, wie es das seit Bismarcks großer sozialpolitischer Reform vor 36 Jahren getan hat, und sie ebenso fördern wie die übrigen volkswirtschaftlichen Interessen. Es muß endlich der Zukunft des deutschen Volkes wieder vertrauen, das, wie die ganze germanische Rasse, zur schließlichen Weltherrschaft berufen ist — auf friedlichem Wege. Es muß Würde und Stolz bewahren, wie die Deutschen vor 100 Jahren, nicht parteiisch zanken, sondern das Vaterland über alles stellen. Es muß edel, hilfreich und gut sein, sei es nun im Glück oder im Unglück.

Wie oft hat man nicht die Frage aufwerfen hören: Weshalb waren die Deutschen bei manchen Völkern so verhaßt? Und wie leicht ist sie zu beantworten! Nicht Haß war es, es war Furcht vor Deutschlands wachsender Macht und Neid wegen seiner erstaunlich raschen Entwicklung auf allen Gebieten der Wissenschaft und besonders auf dem des Welthandels. Ja, aber jetzt? Jetzt liegen die Deutschen gelähmt in den Fesseln der Sklaverei! Und trotzdem wuchert der Haß ebenso unauslöschlich weiter wie zuvor! Das beweist nur, daß sie *noch* gefürchtet sind! Über vier Jahre haben sie sich gegen sechs Großmächte und dreiundzwanzig Kleinstaaten gehalten — und doch leben sie noch! Welche andre Großmacht hätte eine solche Kraftprobe bestanden? Der Weltkrieg *mußte* also kommen, ehe Deutschland zu mächtig geworden war. Als es nicht gelang, die Deutschen

militärisch zu besiegen, nahm man seine Zuflucht zur List. Vielleicht hätte aber auch dieser Ausweg nicht zum Ziele geführt, hätten die Deutschen nicht Selbstmord begangen. Wenn der Wahnwitz, der nach dem Krieg in lichter Lohe aufflammte, noch einige Jahre andauern darf, dann wird es den schlechten Elementen schließlich gelingen, Deutschland völlig zugrunde zu richten. Nur die Furcht vor dem Wiederaufbau des Landes treibt die Entente dazu, diese zerstörenden Kräfte zu schüren. Die feindliche Propaganda hat auch nicht aufgehört, den Haß wachzuhalten. Italien macht eine glänzende Ausnahme. Auch in Amerika beginnt der künstlich geschürte Haß sich abzukühlen. Aber diejenigen, die die Geschlagenen heute noch grausam verfolgen und quälen, werden vielleicht eines Tages ihre Härte mit dem eigenen Blute bezahlen müssen. Es gibt eine Nemesis der Geschichte. Die Deutschen schmachten in ihrem Fegefeuer, weil sie im entscheidenden Augenblick sich ihrer historischen Aufgabe nicht gewachsen zeigten. Sie ließen sich durch falsche Vorspiegelungen betrügen, und ihre Nerven hielten im letzten harten Kampfe nicht stand. Aber auch über die Taten der siegreichen Mächte wacht die Nemesis. Die Saat, die sie jetzt noch in die Erde streuen, wird einmal reifen.

Man staunt über die Blindheit, die eine solche Politik nach einem Kriege diktiert, der angeblich beendet ist. Für die gesamte Menschheit war es ein Unglück, daß die vom Haß der Kriegspsychose noch erfüllten Staatsmänner,

die auf seiten der Entente den Krieg führten, auch den Frieden schließen durften. Sie überboten einander in Rachegier und Zerstörungslust. Das Ergebnis ihrer Bemühungen haben wir täglich vor Augen. Alle Völker leiden darunter! In Osteuropa lodert immer noch Krieg und immer neuer Krieg. Millionen Menschen sterben dort an Hunger und Entbehrungen. Man spricht von Gerechtigkeit, von gutem Willen und Rechtlichkeit — lauter leeres Gerede! Man stiftet einen Völkerbund zur Verteidigung des Rechts und zur Sicherung des Friedens, aber man schließt von diesem Bund gerade die Völker aus, die in höherem Maße als andere der Hilfe ihrer Mitmenschen bedürfen. Man hält Konferenzen und Beratungen ab, um in dem zerfleischten Europa wieder normale Verhältnisse zu schaffen — und gleichzeitig erdrosselt man Deutschland, ja Europa, indem man ihm Lebensmittel und Rohstoffe verweigert. Deshalb erscheint der Völkerbund eher als eine gegen Deutschland gerichtete Liga.

Und doch ist Deutschland das Rückgrat Europas. Beständige und normale Verhältnisse lassen sich in unserm Erdteil überhaupt nicht denken, solange Deutschland ein Unruheherd ist, solange seine Grenze den Rhein entlang geht. Die internationale Sozialdemokratie sieht stillschweigend zu, wie eine Handvoll Autokraten die ganze Menschheit tyrannisiert. Eine Verlängerung der jetzt herrschenden unleidlichen Verhältnisse führt aber unfehlbar

zur Zerstörung der Kultur. Wir treiben einem neuen Mittelalter entgegen, das ebenso finster ist wie jenes, das dem Untergang der griechisch-römischen Antike gefolgt ist.

Wahrlich eine wunderliche Friedensära, die mit den Tagen von Versailles eingeleitet wurde! Ihre Strahlen erglänzen immer sengender über der Erde. Ihre Tauben sind mit Raubtierschnäbeln und Raubtierkrallen bewaffnet. Ganz Europa brodelt, in Ägypten gärt es, in Indien und in der ganzen mohammedanischen Welt! Amerika, die große Republik der Freiheit, ist militarisiert wie nie zuvor. Ein stehendes Heer wird gehalten, eine Flotte wird gebaut, die die englische übertreffen soll; sogar die Schuljugend wird militarisiert, und man singt ein Flaggenlied, das an nationaler Begeisterung das „Flaggenlied" der Deutschen und das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" übertrifft.

Ich für meinen Teil bewundere diesen nationalen Stolz und dieses nationale Selbstgefühl. Ich finde es auch ganz natürlich, daß nach einem solchen Frieden wie dem von Versailles alle in einem Zustand der Unsicherheit leben müssen und unter dem Zwang, zu einem neuen Krieg zu rüsten. Denn ein Gewaltfrieden muß neue Kriege gebären, während ein gerechter Frieden die Ruhe gebracht hätte, nach der sich alle sehnten! Solange aber die Westmächte und Amerika sich bis an die Zähne rüsten, soll man es unterlassen, den deutschen Militarismus zu höhnen und anzuklagen! Seit Großbritannien mit

Feuer und Schwert den ganzen mohammedanischen Osten seiner Macht unterworfen hat, soll man von dem deutschen Imperialismus schweigen!

Man darf sich sein Urteil nicht verwirren lassen durch den Hohn gegen die ganze Menschheit, den jene Herren sich erlaubten, die den Friedenspreis — Wilson verliehen haben! Wilson, der Amerika in den Krieg stürzte und der nur mit Entsetzen an das Europa unserer Tage denken kann! Wilson, der heute noch mit Europa im Krieg liegt, nachdem alle andern Frieden geschlossen haben! Unter einer Voraussetzung nur kann man das norwegische Nobelkomitee verstehen: wenn es den Kriegszustand Amerikas als einen größeren Segen betrachtet als den englischen Frieden. Denn dann haben diese sonderbaren Friedensapostel Recht!

Die Revision des Versailler Friedens ist die Losung, um die sich die ganze Menschheit jetzt scharen muß! Ehe nicht die Paragraphen des Gewaltfriedens zerrissen sind, können die Wunden des zerfleischten Europas nicht heilen. Erst wenn die unerträglichen Lasten, die jetzt ganze Völker niederdrücken, entfernt sind, kann das Zeitalter des Wiederaufbaus beginnen. Eine solche durchgreifende Veränderung erfordert aber neue, weitschauende Staatsmänner. Die jetzigen haben ihre Untauglichkeit glänzend bewiesen. Die Kinder des Hungers und der Not, die Verzweifelten und Unglücklichen schreien Tag für Tag ihr Verdammungsurteil über sie. Wann wird der

große Mann kommen, der der Erde die Versöhnung, die Ruhe für die Arbeit, die Arbeitsfreude und Sicherheit wiederbringen wird? Vor ihm werden die Staatsmänner der Gegenwart zu Zwergen zusammenschrumpfen. Von ihnen wird die Zukunft sagen, daß sie Egoisten waren, die nur kleinlich und schlecht an ihrer eignen Länder Vorteil dachten, das Wohlergehen der Menschheit aber vergaßen! Aus Rachgier und unersättlichem Hunger nach Gewinn plünderten sie die Deutschen bis auf die Haut. Durch grausame und unvernünftige Gebote hielten sie die allgemeine Unruhe und Unsicherheit wach. Es sah aus, als wollte man Sir Eric Geddes' Drohungen in Erfüllung gehen lassen, die er in Cambridge ausstieß: „Wir werden aus Deutschland alles herausziehen, was man aus einer Zitrone pressen kann, und noch etwas mehr; ich werde es pressen, bis man die Kerne knirschen hört!" Hunderte von Milliarden werden von einem Volk gefordert, das durch einen beständig geschürten Hetzkrieg am Arbeiten gehindert wird! Um die Besiegten noch mehr zu pressen, werden in den besetzten Gebieten für neue Milliarden Kasernen, Magazine, Anlagen verschiedenster Art gebaut — und die Kosten dieser unnützen Bauten müssen von den Deutschen bestritten werden! Die Politik, die nach dem Frieden gegen Deutschland betrieben wird, ist ohne Zweifel die gigantischste Dummheit der Weltgeschichte. Denn nur die dem deutschen Volke — trotz allem — innewohnende Manneszucht und

hohe Kultur haben bisher den Bolschewismus gehindert, seinen Siegeszug bis an den Rhein auszudehnen. Die Entente wagt also ein hohes Spiel! Wenn die Apostel des Hasses nicht zum Schweigen gebracht werden, ehe es zu spät ist, kann es geschehen, daß schließlich die Rettung Europas in Rußland gesucht werden muß! —

Von der Zukunft wissen wir nichts, und es ist gefährlich, als Prophet aufzutreten. Doch ohne die geringste Sorge, von der Wirklichkeit desavouiert zu werden, und mit unerschütterlicher Überzeugung wage ich zwei Prophezeiungen auszusprechen:

Zum ersten: Wenn die Politik der Entente noch längere Zeit von demselben unversöhnlichen Haß bestimmt wird wie jetzt, treiben wir in Europa einer Katastrophe entgegen, mit der verglichen der Weltkrieg ein Kinderspiel gewesen ist.

Zum andern: Unter allen Umständen wird Deutschland einmal sich wieder erheben, sich erholen und seine alte Größe und Macht wiedergewinnen.

Das deutsche Volk besitzt alle Voraussetzungen, um in der Welt eine führende Rolle zu spielen. Seine Arbeitsfreude, seine Gründlichkeit, seine Ehrlichkeit, sein Handel und seine Industrie, seine Wissenschaft und Kunst stehen so hoch oder höher wie die aller andern Völker. In Organisation und Disziplin aber waren die Deutschen so weit gelangt, daß sie vier Jahre lang der ganzen Welt standhalten konnten und daß sie erst zu besiegen waren,

als die Übermacht sich nach deutschem Muster organisiert hatte und die Deutschen durch ihren Selbstmord dem Feinde zuvorkamen. Der ganze Weltkrieg drehte sich um Deutschland.

Ein zerschmettertes und vernichtetes Deutschland würde aber in der Mitte Europas einen leeren Raum zurücklassen, der wie eine Krebskrankheit den ganzen Erdteil in Fäulnis versetzen und die christliche Kultur dem Untergang entgegenführen würde. Ein Volk, das eine so unerhörte Prüfung wie den Weltkrieg überlebt hat, das gleichzeitig mit Fronten nach fast allen Richtungen gekämpft hat und das am Ende noch von seinem eignen verbluteten Bundesgenossen im Stich gelassen wurde — ein solches Volk ist berufen, zu einem viel höheren Grad von Entwicklung emporzusteigen, als es vor den Tagen der Prüfung besaß!

Wenn ich sage, daß ich keine Spur von Besorgnis für Deutschlands Zukunft hege, so geschieht das unter der Voraussetzung, daß die Zügellosigkeit, die jetzt das Volk noch zersplittert und schwächt, völlig ausgerottet wird. Ich möchte jedem Deutschen zurufen: *Schweige, arbeite und ersetze durch felsenfestes Zusammenhalten den Parteihader.* Man schwatzt noch zuviel, man arbeitet zuwenig, man erschöpft die Kräfte seines Kopfes und seiner Arme, um dem politischen Gegner im eignen Lande zu schaden, und schadet dadurch nur sich selbst und dem Ganzen, ohne etwas anderes zu

erreichen, als das ganze Reich zu einem Spielball in der Hand der Feinde zu machen. Wenn sechzig Millionen Deutsche zusammenhalten und nach demselben hohen Ziel streben, dann kann die ganze übrige Menschheit sie nicht unter das Joch der Sklaverei zwingen! Sie sind stark genug, um sich ihr Recht allein zu erkämpfen und es zu verteidigen.

Vor dem Kriege arbeitete das deutsche Volk so ehrlich und energisch, daß andere Völker ebenso arbeiten mußten, um nicht im Wettstreit zu unterliegen — ja unterzugehen. Die Deutschen bestimmten das Arbeitstempo! Als sie aufhörten zu arbeiten, hörte die Konkurrenz ihrer blühenden Industrie und ihres Handels auf, und die Folge waren allgemeine Ermattung und Arbeitsunlust. Auch darin bedeutet Deutschland jetzt einen leeren Raum, dessen bloßes Dasein genügt, um überall Verwirrung und Unsicherheit zu stiften. Wenn die Deutschen zu Arbeit und zum scharfen Wettstreit zurückkehren, werden auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie wieder geordnete Verhältnisse eintreten, in der ganzen Welt!

Aus eignem freiem Willen verwandelten die Deutschen ihre Siege in Niederlagen. Es gibt für sie nur eine Art und Weise, auf die sie den Verrat an sich selbst, an ihrer geschichtlichen Aufgabe und an der Welt wieder gutmachen können: durch eignen freien Willen ihre hohe Stellung unter den Völkern

wieder zu erobern! Der Weg dahin geht durch Arbeit. —

Ich möchte den Deutschen auch zurufen:

Hört auf mit der schändlichen und feigen Verleumdung der Armee und der militärischen Führer, die euch von Sieg zu Sieg führten! Ich möchte alle, die den Kaiser in der schwersten Stunde seines Lebens im Stich ließen, ermahnen:

Hört auf, Steine auf den zu werfen, der doch ein Vierteljahrhundert lang für den Frieden arbeitete, der immer nur für Deutschlands Größe und Ehre wirkte und träumte. Er ist der größte Märtyrer unserer Zeit, vielleicht aller Zeiten. Er opferte sich schließlich selbst, des Volkes wegen. Vor Gott ist er gewiß unendlich viel freier von Schuld als die Lästerer, die ihm das Dasein durch niedrige Verleumdungen verbittern.

Vor allem wünsche ich den Helden des Kriegs, auch den ältesten, den Veteranen mit Hindenburg an der Spitze, daß sie noch erleben mögen: die Morgenröte des neuen Tags, dessen Sonne noch einmal über ihrem Vaterland leuchten wird!

Stockholm, 9. November 1920.

Sven Hedin.

Arbeitsfreude

Einleitung.

Immer sind es die Menschen gewesen, die mich am meisten interessiert haben. Deshalb habe ich mir auch eine Tätigkeit ausgesucht, die mich mit vielen in Berührung bringt und mir in die verschiedensten Verhältnisse Einblick gewährt. Ich habe eine ganze Menge Menschen aus allen Gesellschaftsklassen kennengelernt. Daß ihr Menschenwert verschieden sei, vermag ich weder zu sehen noch zu begreifen. Ungleiche Verhältnisse geben ihnen wohl ein verschiedenes Gepräge, aber davon wird nur die Oberfläche berührt. Im Grunde ist man gut oder böse, unabhängig von der Gesellschaftsklasse, der man angehört.

Da kann man wohl zu der Meinung kommen, es sei unnötig, daß die Menschen sich in Parteien sondern und einander auf Tod und Leben bekämpfen. Die widrigen Verhältnisse muß man bekämpfen, und zwar gemeinsam, wenn es soll besser werden können. Wie man es jetzt treibt, wird es nur immer schlimmer in beständig zunehmendem Maße.

Eine Regel nur muß immer befolgt werden — die andern sind mehr oder weniger dazu da, daß man mit

ihnen bricht — und das ist die, das Bestmögliche aus den Verhältnissen zu machen, auch wenn sie widrig sind. Statt dessen handeln die Menschen oft umgekehrt. Während jetzt in der ganzen Welt Waren fehlen, wird die Produktion vermindert, dagegen steigert sich der Verbrauch und der Luxus in allen seinen verschiedenen Graden und Formen. Zur Zeit schreit die ganze Menschheit nach bessern Lebensbedingungen. Nachdem die Verhältnisse infolge des Mangels an Voraussicht und Fähigkeiten, sowie infolge entsetzlicher Ereignisse sich so heillos verwirrt haben, daß tatsächlich in der ganzen Welt Arbeiter und Arbeitgeber im Kampfe liegen, ziehen Agitatoren von Ort zu Ort und predigen Haß und Vernichtung, um das Übel noch zu verschlimmern.

Es wäre kindlich zu glauben, unsere Generation sei imstande, das Problem zu lösen. Wenn wir aber nur ein Stück vorwärtskommen könnten, wäre schon viel gewonnen.

Das Wichtigste wäre natürlich, die Herzen der Menschen zu erweichen, anstatt sie zu verhärten, ihre Kenntnisse möglichst zu steigern und ihren Verstand so zu entwickeln, daß die Mehrheit, nicht nur die Minderheit, einen Überblick über das Ganze gewinnen kann. Dazu bedarf es höherer Bildung, besserer Erziehung und eines größeren Einflusses guter Menschen, besonders auf die Jugend.

Wie steht es denn jetzt, wenn wir die Dinge sehen, wie sie sind? Der Einfluß des Heims hat aufgehört, die Religion wird bekämpft und verhöhnt, die Jugend wird

rücksichtslos ins Leben hinausgestoßen; mag sie sehen, wie sie sich zurechtfindet! Zuweilen hört man sonst ganz verständige Menschen sagen: „Sind die Jungen so schwach, daß sie sich nicht zu behaupten wissen, so mögen sie nur zugrunde gehen.“ Die so sprechen, haben zum mindesten nicht die wahre Gesellschaftsmütterlichkeit im Herzen.

Und gerade der Gesellschaftsmütterlichkeit bedürfen wir.

Wenn wir zulassen, daß ein junger Mensch untergeht oder Schaden nimmt, haben wir die Zahl der Minderwertigen, der Verbitterten, der Mißvergnügten vermehrt und die Möglichkeit, die Menschheit einen Schritt vorwärts zu bringen, verringert.

Früher, in mehr patriarchalischen Zeiten, hatten die Hausväter und die Hausmütter sicherlich für alle, die in ihrem Dienst standen, viel von der Zärtlichkeit und dem Verantwortungsgefühl der Eltern. Später, als die Gesellen noch beim Meister wohnten und aßen, fühlten sie auch das wachsame Auge einer Mutter auf sich gerichtet. Herrschaft und Diener, Meister und Gesellen arbeiteten Seite an Seite, und der schützende und erzieherische Einfluß der Älteren machte sich in allem geltend.

In den Tagen des Industrialismus aber sind diese familienähnlichen Einrichtungen verschwunden. Jetzt kennen sich der Arbeitgeber und die Arbeiter eines Betriebs nicht mehr. Sie sind nur Begriffe, keine Persönlich-

keiten. Irgendwelchen Einfluß können sie aufeinander nicht ausüben.

Selbst wenn der Arbeitgeber aufs beste für die sorgen will, die für ihn arbeiten, können ihn unüberwindliche Schwierigkeiten daran hindern. Und wenn er etwas Gutes tut, findet er selten Dank und Ermunterung. Die Arbeiter mißtrauen ihm, auch wenn er uneigennützig für sie gedacht und gehandelt hat. Daß dieses Mißtrauen nicht in ihren eignen Herzen entstanden, sondern tropfenweise durch Wort und Schrift wie ein heimliches Gift ihrem Blut eingeflößt ist, merken sie nicht. Wenn sie ein selbständiges Urteil hätten, würden sie das Gute anerkennen.

Alles Patriarchalische, man möchte fast sagen alles Menschliche, ist verschwunden. Nur die Mechanisierung ist übriggeblieben.

In Fabrikbetrieben und überall, wo Jugend zahlreich zusammenkommt, nimmt die Roheit zu, wie sie es da unfehlbar tun muß, wo kein veredelnder und mildernder Einfluß sich geltend machen kann.

Deshalb wünsche ich, daß überall, wo Jugend vorhanden ist, neben Arbeit auch Gelegenheit zu gesunden und anregenden Vergnügungen geboten wird. Die Jugend sucht Freude. Wenn die Jugendlichen keine Wahl haben, gehen sie zu „Vergnügungen", die Leib und Seele vergiften; werden sie dagegen vor eine Wahl gestellt, so gehen die meisten zu einem Vergnügen, das veredelt.

Aber unterhaltend muß es sein, sonst taugt es nicht.

Solche Vergnügungen werden am besten von gebildeten, begabten, warmherzigen Frauen mit Mutterinstinkt geboten. Am besten ist es, wenn sie die betreffenden Jugendlichen kennen und irgendwie mit ihnen in Berührung stehen. Würden solche Frauen da angestellt, wo sich Arbeiterscharen zusammenfinden, so würden sie bald als Puffer zwischen ihnen und den Arbeitgebern wirken. Das Beste wäre, sie würden von beiden Parteien gewählt. Ihre Ziele müssen rein menschlich sein; sie müssen über den Parteien stehen.

Sie müssen auch eine praktische Aufgabe haben. Unsere weiblichen Gewerbeinspektoren haben bewiesen, daß sie die praktische Seite der Arbeit vielleicht ebensogut verstehen wie die Männer. Aber ihre Verpflichtungen sind zu umfassend, als daß sie jeden Menschen, der in ihrem Tätigkeitsbereich lebt, persönlich kennenlernen könnten.

Außerdem erstrecken sich ihre Befugnisse nur auf die schweren Mißgriffe, gegen die die Arbeiter vom Gesetz geschützt werden. Aber die weniger auffallenden Übelstände, die nur durch ihre ständige Wiederholung ermüdend und erschlaffend wirken, können sie nicht verbessern. Nur wer täglich und stündlich ihnen ausgesetzt ist, kennt die Qual. Eine Frau, die die Arbeiter persönlich kennt und sie ständig bei ihrer Tätigkeit sieht, könnte viel unnötige Unzufriedenheit abwehren. Nicht die großen, unvermeid-

lichen Sorgen und Schwierigkeiten machen die Menschen bitter und nervös, sondern der viele unnötige Verdruß.

Ich hatte gelesen und gehört, in Amerika seien in vielen Industrien solche Frauen angestellt. Bei uns in Schweden konnte mir niemand über sie und ihre Tätigkeit Auskunft geben. Klar war mir, daß eine gebildete Frau, die ein gewisses Recht hat, sich in die Arbeitsverhältnisse einzumischen, in einem Betrieb großen Nutzen stiften könnte. Ich kam zu der Überzeugung, Arbeitgeber und Arbeiter würden meinen Worten viel mehr Gehör schenken, nachdem ich mir angesehen hatte, welch gute Erfolge in Amerika erreicht wurden, als wenn ich mich nur auf meine eigne geringe Erfahrung stützen konnte.

Dr. Hjalmar Lundbohm, Geschäftsführer in Kiruna, im hohen Norden Schwedens, der Mann, der bei uns die Lage der Arbeiterschaft vielleicht am eifrigsten erforscht hat und am besten kennt, interessierte sich sehr für meine Ideen und sagte: „Sie sollten nach Amerika reisen!" Ich nahm mir sein Wort zu Herzen, und bald kam es dahin, daß die Firmen Grängesbergsbolaget, Separator, Svenska Sockerfabriks Aktiebolaget und Uddeholms Aktiebolaget mir den Auftrag erteilten, nach Amerika zu reisen und gerade diese mich interessierenden Verhältnisse zu studieren.

In diesem Zusammenhang sei es gesagt: wenn man mit schwedischen Arbeitgebern über etwas spricht, das möglicherweise zu Verbesserungen führen kann, so hat

man ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse, und dann sparen sie weder Zeit noch Geld.

Ich konnte meine Nichte Märta Sundström mitnehmen, die sich sehr für das Gebiet interessiert, das ich studieren wollte. Während ich nach Hause fuhr, blieb sie in Amerika, um noch tiefer in die Verhältnisse einzudringen. Unter anderm wollte sie einige Monate als Arbeiterin in eine Fabrik gehen, in der das System mit gebildeten Frauen als Vermittlerinnen durchgeführt war. Sie wird dort ermitteln, wie dieses System von den Arbeitern aufgefaßt wird.

Leider hatte ich keine Zeit, länger als zwei Monate in Amerika zu verweilen. Diese Zeit ist natürlich zu kurz, um der Sache auf den Grund zu kommen. Wenn man aber ein gewisses, bestimmtes Ziel hat und sich zu konzentrieren versucht, so ermittelt man doch eine ganze Masse, und meine Eindrücke auf dem Gebiet, das ich studiert habe, sind daher tief und klar.

Da sie obendrein nach meiner Meinung in hohem Grade ermutigend sind, bin ich mit meiner Reise sehr zufrieden, und ich bin den Gesellschaften aufrichtig dankbar, die mir die Fahrt nach dem großen Lande im Westen ermöglichten.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Gesichtspunkte.

Am 22. April 1920 verließen wir Stockholm. An Bord des Dampfers „Stavangerfjord“ fuhren wir am 24. von Kristiania ab. Es ist ein verhältnismäßig kleiner atlantischer Dampfer, der aber auch bei ziemlich hoher See ruhige und angenehme Bewegungen hatte und in jeder Weise außerordentlich gut eingerichtet war. Wir hatten deshalb, gewiß auch etwas geschützt durch „Mothersill“, das unfehlbare Mittel gegen Seekrankheit, eine ganz ideale Überfahrt.

Ziemlich müde und abgearbeitet, auch vom Gedanken an die Seekrankheit etwas beunruhigt geht man an Bord. Es ist daher eine angenehme Überraschung zu entdecken, daß man in das beste Sanatorium der Welt gekommen ist. Die kräftige Luft und die Bewegungen des Dampfers haben eine gewisse Trägheit zur Folge. Man kann sich nicht zu irgendeiner Arbeit entschließen, kaum dazu, ein Buch zu lesen. Man geht spazieren, schläft, ißt und unterhält sich mit guten, freundlichen Menschen. Die Folge ist, daß man ausgeruht und arbeitsfreudig in New York anlangt.

Ein weihevolles Gefühl überkommt einen, wenn der erste Landstreifen im Westen sichtbar wird. Zum Überdruß hat man Schilderungen der Einfahrt in den Hafen von New York gelesen, aber der Eindruck ist doch ungeheuer, wenn man die Wolkenkratzer der Riesenstadt sich vom blutroten Abendhimmel abheben sieht. Eine der Ursachen dafür, daß wir sie uns so häßlich vorgestellt haben, ist bestimmt die, daß das Wort „Wolkenkratzer“ so häßlich ist. Die Freiheitsgöttin dagegen war mir eine Enttäuschung. Sie war meines Erachtens weder schön noch imposant. Wenn sie ein Symbol sein soll, wirkt sie nicht ermutigend. Aber ich habe sie nie gesehen, wenn es dunkel geworden ist, und vermutlich nimmt sie sich besser aus, wenn sie selbst beleuchtet und mit ihrer hell brennenden Fackel leuchtend und wegweisend dasteht.

In etwas wehmütiger Stimmung verläßt man sein schwimmendes Heim, in dem man angenehme Tage zugebracht hat.

Das Gefühl, mit dem man den Boden Amerikas betritt, ist vielleicht nicht ganz dasselbe, das Kolumbus vor 430 Jahren gehabt haben muß, aber man ist doch erfüllt vom Reiz des Unbekannten, dem man entgegengeht.

In allen zivilisierten Ländern sind die Menschen und die Verhältnisse ziemlich die gleichen. Aber die weite Entfernung zwischen Europa und Amerika und die sehr verschiedenen Verhältnisse, die der Alten und der Neuen Welt ihr Gepräge aufgedrückt haben, bewirken, daß der Unter-

schied oft bemerkbar wird, nicht zum wenigsten in den für Eindrücke so empfänglichen Gemütern der Menschen.

Es ist unmöglich, in einigen wenigen Worten zusammenzufassen, worin der Unterschied zwischen den Völkern der beiden Erdteile am schärfsten hervortritt. Man fühlt und begreift bei näherem Nachdenken wohl, daß das große Volk, das sich aus der ganzen übrigen Welt im Verlauf weniger Generationen in Amerika zusammengefunden hat, viel von der alten Kultur und Verfeinerung, die wir so hochstellen, hinter sich gelassen hat. Dafür haben die Umstände dieses Volk gezwungen und ihm geholfen, Werte zu schaffen, die wir bei uns vermissen. Das, woran wir uns seit Jahrhunderten gewöhnt haben, bemühen wir uns nicht zu ändern — selbst wenn es veraltet ist. Weshalb sollten wir es ändern? Vielleicht wird es nicht besser. Wir sind zu alt und zu müde für neue Versuche. Und dann noch eins: wir sind so bange, daß es mißglücken könnte. Unsre Eitelkeit erträgt das nicht.

Dort draußen aber braust das Leben. Man ist jung und wagt zu versuchen. Man probiert zehn Sachen, von denen vielleicht neun zu Boden fallen, aber die zehnte wird etwas Brillantes. Die Kosten spielen keine Rolle, Geld hat man reichlich, und die Einwandrer arbeiten gut. Die Klagen beginnen selten im ersten Glied. Deshalb sind die zuletzt Eingewanderten die besten Arbeitskräfte.

Wenn wir daheim von ihren Häusern mit 58 Stockwerken sprechen hören, von der Geschwindigkeit ihrer

Fabrikation und Beförderungsmittel, sowie von andern ans Wunderbare grenzenden Fortschritten in der Industrie, sagen wir oft: „Das ist amerikanisch.“ Diese Worte bergen immer eine gewisse Verachtung. Aber ob wir nicht zugleich etwas Neid empfinden? Die Amerikaner bringen Sachen fertig, zu denen wir uns nicht aufschwingen können, und deshalb retten wir unsre Ehre, indem wir höhnen. Das ist dumm von uns, und wir täten klüger, von ihnen zu lernen, wie sie von uns gelernt haben und noch immer lernen.

In materieller Hinsicht sind sie uns auf vielen Gebieten merklich voran. Der Lebensstand der Arbeiterklasse ist höher. Ihre Wohnungen sind größer und luftiger und immer mit Bad versehen. Die allgemeine Reinlichkeit steht deshalb auf höherer Stufe. In dieser Beziehung haben wir viel zu lernen. Wenn Demokratie bedeutet, daß Menschen aus allen Gesellschaftsklassen gleich reinlich sind und daß alle, ohne daß es jemand stört, in denselben Lokalen sich aufhalten können, dann ist Demokratie etwas Erstrebenswertes!

Die ersten Tage ist man in New York vollkommen damit beschäftigt, zu staunen. Die Stadt ist größer, die Wolkenkratzer höher, der Straßenverkehr schneller und der Menschenstrom dichter, als man sich vorgestellt hat. Aber die Ordnung im Verkehr ist großartig. Die Menschen sind wohlwollend und hilfsbereit, die hohen Häuser mit ihren einfachen Linien haben oft eine bezaubernde Schönheit,

alles ist reinlich und sauber, und bald bekommt man merkwürdig genug ein angenehmes, behagliches Gefühl.

Schon zu Hause und auf der Überfahrt hatte ich wertvolle Ratschläge, Hinweise und Aufklärungen erhalten. Man hat so viele Adressen und erfährt von so vielem, was man sehen muß, daß die Schwierigkeit nur darin besteht, eine Auslese zu treffen und das Herz gegen alles zu verhärten, was außerhalb des Rahmens unsrer Aufgabe liegt. Das gelingt natürlich nicht und schränkt die knappe Zeit noch mehr ein.

Wir besuchten in New York viele Personen, an die wir Empfehlungen hatten, weil sie vermutlich über das Bescheid wußten, was wir gerade suchten. Wir wurden auch auf mehrere große Industrien und Geschäfte in und bei New York hingewiesen. Gewiß gab es fast überall sogenannte Welfare Departments, d. h. Wohlfahrtsabteilungen, in denen besondere Angestellte ausschließlich damit beschäftigt sind, den Arbeitern beizustehen, aber das war nicht gerade das, was ich mir gedacht hatte.

Fast überall hat man Krankenpflegerinnen, die unter anderm die Aufgabe haben, die Arbeiter in ihrem Heim zu besuchen, wenn sie, ohne es zu melden, von der Arbeit weggeblieben sind. Da sie außer ihren Kenntnissen in der Krankenpflege oft eine gute soziale Ausbildung besitzen, können sie viel nützen. Wenn der Arbeiter krank ist und ärztliche Hilfe zu suchen versäumt hat, kann die Pflegerin Anweisung geben, wohin er sich zu wenden hat. Wenn er

aus Unzufriedenheit oder Nachlässigkeit von der Arbeit weggeblieben ist, kann sie ihn oft zur Vernunft bringen und zur Rückkehr bewegen, was in seinem eignen Interesse wie in dem seines Arbeitgebers liegt. Sie kann auch die Ursache seines Mißvergnügens ermitteln, das vielleicht ganz berechtigt war und dem leicht abgeholfen werden kann. Es kann auch vorkommen, daß die häuslichen Verhältnisse seine Unzufriedenheit verursachen oder ihm Kummer bereiten, und sie kann vielleicht auch da Ordnung schaffen.

Die Arbeit der Krankenpflegerinnen ist von großer Bedeutung, aber teils kommen sie nicht mit allen Arbeitern in Berührung, teils kann man nur ausnahmsweise eine Person zu finden hoffen, die mit der Berufstüchtigkeit als Krankenpflegerin den scharfen psychologischen Blick, den Takt und das Verständnis vereint, die erforderlich sind. Außerdem werden ihre Zeit und ihre Gedanken vom Beruf in Anspruch genommen, und sie können dem brausenden Leben mit all seinen Verwicklungen nur wenig Interesse opfern.

Wir wissen aus eigner Erfahrung, von welchem Nutzen viele unsrer Krankenpflegerinnen sind. Aber das war nicht das, was ich suchte.

Da indessen diese „visiting nurses" in allen Industrien vorhanden sind und natürlich viel Hilfe leisten, nahm ich an, daß ich von ihnen hatte sprechen hören.

Doch wir fuhren fort zu suchen und zu fragen. Überall empfing man uns freundlich und zeigte und erklärte alles.

Ich werde später etwas ausführlicher ein paar besonders gut organisierte Fabrikbetriebe beschreiben, will aber zuerst einige bezeichnende Züge anführen, die fast allen den Unternehmungen gemeinsam waren, die wir besuchten, von denen wir sprechen hörten oder lasen.

Alle zeigen das Bestreben, soweit das möglich ist, die rechte Person an den rechten Platz zu stellen, zu vermeiden „einen viereckigen Nagel in ein rundes Loch oder einen runden Nagel in ein viereckiges Loch zu schlagen". Man weiß, um wieviel schneller und besser eine Arbeit von jemand ausgeführt wird, der Anlage und Lust dazu hat, als von jemand, der sich nach einem andern „job" sehnt. Zu diesem Zweck haben sie unendliche Massen von psychologischen Prüfungen ersonnen, die oft angewandt werden, wenn es sich um reine Bagatellen handelt. Schon in den Volks- und Gewerbeschulen beachten sie genau die Anlagen eines jeden Schülers, um sie auf die geeignetste Art zu entwickeln.

Natürlich kann dieses System zu weit getrieben werden, und natürlich unterliegt es vielen Fehlern und Mißgriffen, aber der dahinterstehende Gedanke ist richtig, und in vielen Fällen ist das System von beträchtlichem Nutzen. Wenn es einmal eine höhere Entwicklung erreicht hat, wird die Gesellschaft aus allen ihren Kindern vollen Nutzen ziehen können. Es gibt viele Arbeiten, die ebensogut von einer invaliden oder minder befähigten Person ausgeführt werden können, wie von einer, die ganz gesund

und voll ausgebildet ist. Wir reden daheim davon, daß wir nicht genügend Arbeitskräfte haben. Wenn man aber für einen sehr gut empfohlenen jungen Mann, dem der Arzt eines unbedeutenden Herzfehlers wegen eine sitzende Beschäftigung angeraten hat, eine Stelle in einem Kontor sucht, kann es einem geschehen, daß man zur Antwort erhält: „Wir nehmen nur ganz gesunde Leute." Ich könnte viele Beispiele dieser Art beibringen. Diese unerhörte Vergeudung von Menschenmaterial können wir uns nicht leisten und wir haben kein Recht, einen Menschen zu hindern, der arbeiten will und kann. Wenn die großen Arbeitgeber nach diesem Grundsatz handeln, kann es leicht kommen, daß alle andern dem Beispiel folgen; denn weshalb sollten die Kleineren mit dem fürlieb nehmen, was die Größeren verschmähen? Aber ein Mensch, der überall abgewiesen wird, wenn er arbeiten will, kann ein Tunichtgut werden und eine Last für die Seinen. Jemand ohne Arbeit zu sehen, erzeugt ein Gefühl der Qual; es wirkt leicht ermüdend auf die Angehörigen und setzt ihre Arbeitskraft herab.

An mehreren Stellen hörte und sah ich, daß man körperlich und auch geistig schwache Personen zum Dienst heranzog. So zum Beispiel kann ein Buckliger, der nicht über eine Arbeit gebeugt zu stehen oder zu sitzen vermag, einen Aufzug bedienen. Ein recht augenfälliges und ziemlich unheimliches Beispiel dafür, wieweit die Amerikaner hierin gehen können, sahen wir, als wir eine große Irren-

anstalt in der Nähe von New York besuchten. Wir sollten auf der Station im Kraftwagen abgeholt werden, und da dort nur ein Auto stand, traten wir an den Führer heran und fragten, ob er uns abzuholen gekommen sei. Wir erhielten eine ganz unverständliche Antwort. Er zeigte uns aber ein Schriftstück, aus dem hervorging, daß er es war, der uns fahren sollte. Es konnte kein Zweifel bestehen, er gehörte zu den Patienten. Aber er war unleugbar ein geschickter Chauffeur und hatte Freude an der Arbeit. Bei uns hätte er höchstens etwas bei der Landarbeit helfen dürfen, und daneben hätte die Anstalt für mehrere tausend Kronen jährlich einen gesunden, intelligenten Menschen angestellt, der an einer andern Stelle sich hätte nützlich machen können.

Bei vielen großen Industrien — ich habe den Eindruck, daß es das Gewöhnliche war — gab es keine ärztliche Untersuchung für neu eingestellte Arbeiter. Das vermindert die Anzahl der Unterstützungsempfänger und vermehrt die der Arbeiter.

Dagegen tut man in allen Betrieben alles, um die Gesundheit der Arbeiter zu erhalten und zu verbessern und um ihr Interesse zu steigern und ihre Arbeitsfreude zu heben. Immer hat man Ärzte, Zahnärzte und Krankenpflegerinnen. An vielen Stellen wurde dem Personal auch Fußpflege zuteil. Äußerst hygienische Bade- und Duschräume, reichlicher Vorrat an frischem Trinkwasser, helle, behagliche Speiseräume, in denen immer gutes und aus-

reichendes Mittagessen zum oder unter dem Selbstkostenpreis geboten wurde, Ruhe- und Lesezimmer — all das war überall zu finden. Vielfach waren Ruhe- und Sommerheime eingerichtet.

In den meisten Fabriken wurden die Arbeiter durch Vermittlung des Arbeitgebers versichert. Wie ich hörte, fällt die ärztliche Untersuchung weg, wenn alle Arbeiter eines Betriebs gleichzeitig versichert werden. Durch die Menge wird das Risiko der Lebensversicherungsgesellschaften ausgeglichen; für kranke Arbeiter, deren Versicherung sonst abgelehnt wird, entsteht ein großer Vorteil.

Je größer ein Betrieb ist, um so leichter ist es, solche Einrichtungen zu treffen. Schwerer ist es, wenn es sich nur um wenige Personen handelt.

Ich höre viele einwenden: „So etwas kann in dem reichen Amerika angehen. Für uns paßt das nicht. Wir haben nicht die Mittel dazu.“ Dagegen will ich anführen, was ich immer zur Antwort erhielt, wenn ich etwas Ähnliches aussprach: „Es macht sich bezahlt.“

Was ich besonders bewunderte, war der Weitblick, der nicht allein den Vorteil der eignen Fabrik, sondern auch den des ganzen Landes im Auge behielt. Oft hörte ich Aussprüche wie folgende: „Wir tun es nicht nur für unsre Fabrik, wir tun es, um zu Gesundheit, Glück und Wohlstand des ganzen Volkes beizutragen“, oder: „Wir beschäftigen in der Industrie gegen zwölf Millionen junge Frauen. Wenn die Hälfte davon heiratet, bedeutet das

für die Zukunft sechs Millionen amerikanische Hausstände. Da kann man wohl nicht genug tun, um ihre Bildung zu erhöhen, ihre Gesundheit zu erhalten und zu verbessern, sie in den Stand zu setzen, zukünftige gute Mütter und Hausfrauen zu werden. Es kommt ja unserm ganzen Lande zugute."

Es ist erquickend, so gesunde und weitspannende Arbeitsprinzipien zu hören. Hierzulande fürchten wir uns beinahe, etwas zu tun, aus dem ein andrer auch Nutzen ziehen könnte — besonders wenn dieser andre das Land in seiner Gesamtheit ist. Denn dann muß es der „Staat" tun. „Wir" haben nie irgendwelche Verantwortung. In der Schule lernen wir, daß der Staat sich nicht ohne uns helfen kann und wir nicht ohne die andern. In Amerika scheint man das aus praktischen Gründen in höherem Maße eingesehen zu haben als bei uns.

Ein Umstand, der dort eine große Rolle spielt, ist die Sprachenverwirrung. Diese Schwierigkeit kennen wir glücklicherweise in Schweden nicht. Wir besuchten Betriebe, in denen vierzehn verschiedene Sprachen gesprochen wurden!

Im eignen Interesse, in dem der Arbeiter und des ganzen Landes wird daher in fast allen industriellen Betrieben englischer Sprachunterricht erteilt. Neben diesem Unterricht oder in, mit und durch ihn macht die „Amerikanisierung" ihre Eroberungen. Man sucht sobald als möglich die eigne Nationalität des Einwanderers zu verwischen und ihn zum amerikanischen Mitbürger zu

machen. Man ist ihm bei den dazu erforderlichen Förmlichkeiten behilflich. Auch in den Schulen fragt man die Kinder, zu welcher Nationalität sie und ihre Eltern gehören, und wenn diese vergessen oder versäumt haben, sich zu amerikanischen Bürgern zu machen, hilft man ihnen, es zu werden. Man unterrichtet die Arbeiter und alle, an die man herankommt, über amerikanische Verhältnisse. Man prägt durch Rede und Schrift, durch bewegliche und unbewegliche Bilder ein, daß Amerika das beste Land auf Erden ist. Dort wohnt die Freiheit, die wahre Demokratie, dort sind alle gleich. Diese Volkshypnose ist stark und berauschend. Der Fremde aber, der das Ganze sicherlich mit sympathischen, aber doch auch mit kritischen Augen betrachtet, kann nicht umhin, Vergleiche zu ziehen. Die Gleichheit vor dem Gesetz ist bei uns größer, ebenso die persönliche Freiheit, und die Sträflinge werden besser behandelt. Drüben nennen sich alle Demokraten — auch die Milliardäre; bei uns sind alle Aristokraten, auch die Arbeiter.

In Amerika ist der Lebensstand aller höher als in Schweden, aber der Unterschied zwischen den Ärmsten und den Reichsten ist dort unendlich viel größer als bei uns.

Vermutlich hat diese überall betriebene Amerikanisierung vor allem das Ziel, die Einwanderer dadurch an den amerikanischen Boden zu fesseln, daß man sie dazu bringt, ihre Heimat als etwas zurückgeblieben anzusehen. Die Methode wirkt eigentümlich anfeuernd, bezaubernd. In der Alten Welt ist man nicht gewöhnt, mit seinem Eigentum

zu prahlen; das hat nie zum guten Ton gehört. Deshalb ist die Ruhmredigkeit, wie so vieles andre, neu für uns und nimmt durch ihre naive Offenheit gefangen.

Wenn ich damit auch abschweife, muß ich doch in diesem Zusammenhang erzählen, daß es in Chikago einen „Boosters Club“ gibt, der sich die Aufgabe stellt: „boost Chicago“. „Boost“ bedeutet „vorwärtsschieben, heben, auf die Sprünge helfen“; vermutlich ist es verwandt mit „boast“, prahlen. In den Straßen liest man auf großen Plakaten die Aufforderung: „Boost Chicago“. Das hat etwas Sympathisches, es ist naiv und praktisch. Wie würden bei uns die Mitglieder eines Klubs, der sich „Klub der Großsprecher“ nennte, angesehen werden? Wie wenig ich auch so etwas empfehlen möchte, so ziehe ich es doch dem ewigen Durchhecheln des eignen Landes vor. „Das Vaterland ist das, wozu du es machst“: so *singen* sie nicht in Amerika, aber sie setzen den Sinn des Satzes in Handlung um.

Nicht nur in englischer Sprache und amerikanischen Verhältnissen wird Unterricht erteilt. Sehr oft wird den Arbeitern Gelegenheit geboten, ihre Bildung zu vervollkommnen, besonders in ihrem eignen Fach. Sie können sich in Zeichnen, Mathematik, Maschinenkunde, Elektrotechnik ausbilden. Vorträge werden gehalten über die Rohstoffe, die man verarbeitet, über die Verwendung dessen, was hergestellt wird, und über vieles andere, was das Interesse erhöht und die Möglichkeiten erweitert, sich zu entwickeln

und in seinem Fach fortzubilden. Jeder Arbeiter empfängt das Gefühl, daß er in dem Betriebe, dem er die Kraft seiner Arme widmet, die höchsten Stellen erreichen kann, wenn er sein Bestes tut.

Um dem Arbeiter Interesse für die Arbeit einzuflößen, hat man mancherlei ausgedacht. Nicht nur darauf kommt es an, daß der Arbeiter weiß, was er tut, und daß er merkt, daß er vorwärtskommen kann. Er muß auch überzeugt sein, daß gerade seine Arbeit für das Ganze von Bedeutung ist. Wenn er schlechte Arbeit liefert oder durch Langsamkeit oder durch nachlässigen Umgang mit Material und Werkzeug dem Betrieb Verluste verursacht, so steigen die Unkosten, und die Produktion wird gehemmt. Er muß daher einsehen lernen, daß, je geringer die Produktion ist, die Waren um so teurer sind und die Kosten des Lebensunterhalts um so höher. Es erfolgt ein Rückschlag, der ihn selbst wie auch alle andern trifft. Damit er größeres persönliches Interesse am Gedeihen des Betriebs nimmt, ist oft Gewinnbeteiligung eingeführt. Das geschieht auf verschiedene Weise. Manchmal können Arbeiter Aktien zu besonders günstigen Bedingungen kaufen. Oder es wird ein gewisser Prozentsatz des Gewinns an das Personal verteilt. Nach welchem Grundsatz man handelt, immer „macht es sich bezahlt“. Es wird ja wohl noch lange dauern, bis die Menschen so weit kommen, zu verstehen, daß das Gute, das sie tun, immer, wenn auch mittelbar, zu ihnen selbst zurückkehrt. Bis dahin brauchen

sie einen augenfälligen, unmittelbaren Beweis. Im übrigen ist es ein einfaches und ansprechendes Zeichen von Gerechtigkeit, wenn ein Überschuß, nachdem der Arbeiter seinen Lohn und das Kapital seine mäßigen Prozente erhalten haben, nicht ausschließlich dem Kapital zufällt. Aber auch, wenn man solche Richtlinien verfolgt, stößt man auf Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten; denn wie geht es Arbeitern in Betrieben, die sich nicht rentieren? Das Problem in seinem ganzen Umfang zu lösen, ist unmöglich, aber wohl ist es ein Glück und ein Vorteil für die Betriebe, die diese Methode anwenden wollen und können.

Das Interesse an einer Arbeit kann auch durch die Einführung nützlicher Vereinfachungen und Verbesserungen erhöht werden. Ich werde weiter unten ausführlicher darauf zurückkommen, wenn ich die Firma National Cash Register in Dayton beschreibe. Solche Vorschläge gerecht zu belohnen, ist sehr schwer. Wer sie macht, überschätzt gern ihren Wert, und der Vorschlag kann vielleicht nicht unmittelbare praktische Verwendung finden. Wohl aber ist es klug, zu etwas zu ermuntern, was nützlich werden und die Arbeitsfreude erhöhen kann.

Alle diese klugen und guten Maßnahmen zum Besten der Arbeiter sind jedoch rein äußerlicher Art.

Die Betriebsabteilung, in der diejenigen Personen tätig sind, die sich besonders mit dem Wohl der Arbeiter beschäftigen, wird oft Welfare Department genannt und die Tätigkeit selber Welfare work (Wohlfahrtsarbeit).

Das Wort Wohlfahrt hat aber einen etwas unangenehmen Beigeschmack erhalten. Es hat einige Verwandtschaft mit Wohltätigkeit, und ein Gegenstand der Wohltätigkeit will man höchst ungern sein. Da aber diese Wohltätigkeit ebenso zum Besten des Arbeitgebers und der Gesellschaft wie des Arbeiters eingerichtet ist, braucht sich niemand verletzt zu fühlen. Man kennt jedoch den Einfluß der Sprache auf das Denken und weiß, daß ein unglücklich erfundenes Wort oft einer guten Sache schaden kann. Deshalb hat man mancherorts das Wort „welfare" beseitigt und andere Bezeichnungen angewendet, wie Industrial Relations, Industrial Service oder Mutual Benefit. Sie sind alle schwer durch einen konzentrierten und klaren Ausdruck zu übersetzen. „Industrielle Verbindungen" und „industrieller Dienst" sind irreführende Begriffe. „Wechselseitiger Gewinn" drückt am besten das aus, was gemeint ist; es klingt aber schwerfällig und gekünstelt. Ich glaube, das schwedische „Intressekontor" ist ein Wort, das uns besser liegt. Gewiß hat das Wort eine besondere Bedeutung, aber man kann neben dem ursprünglichen Sinn mancherlei hineinlegen. Es schließt in sich ein, daß man Lohnempfängern dadurch hilft, daß man bei Auszahlung des Lohns einen Teil für Steuern, Miete, Versicherungen usw. zurückbehält; die Arbeiter wissen dann genau, wieviel sie für das tägliche Leben ausgeben können, und haben nicht nötig, sich wegen der wiederkehrenden großen Ausgaben Sorgen zu machen.

Diese Methode stammt indirekt aus Amerika, die Ehre aber, sie in Schweden eingeführt und in einer unsern Verhältnissen angemessenen Art entwickelt zu haben, gebührt Herrn Holger Holm, dem Direktor der Konfektionsfirma J. A. Wettergren & Co. in Göteborg. Bei dieser Firma hat sich das Verfahren als sehr nützlich erwiesen, und viele andre Firmen sind dem Beispiel gefolgt. Um zu Wohlstand zu kommen, muß man seine Angelegenheiten in Ordnung halten. Wenn Ordnung und System fehlen, nützt es nichts, auch noch so hohe Einkünfte zu haben. Es ist ein großer Irrtum, zu sagen, der Lohnempfänger komme „unter Vormundschaft" oder es sei irgendwie herabwürdigend für ihn, daß ihm zurechtgeholfen werde. Daß der Versuch notwendig ist, Ordnung in Handel und Wandel des schwedischen Volkes zu bringen, beweist am besten das Einreißen des Kreditgebens, das überall in unserm Lande blüht und nur zu oft Armut und Verbitterung im Gefolge hat.

Bisweilen hört man, die Arbeiter selbst wünschten nicht, daß ihre Angelegenheiten auf einem angenehmen, erzieherischen und nützlichen Weg geregelt würden. Das ist nur leeres Gerede, das zu agitatorischen Zwecken vorgebracht wird. Die Arbeiter werden wohl Menschen sein wie andre, und sie haben wohl dieselben Gefühle wie die andern. Ich möchte wissen, welcher Mensch es nicht schätzt, daß jemand an seine Gesundheit und an sein Wohlbehagen denkt, daß dieser ihm unnötige Unannehmlich-

keiten ersparen und seinen Lebensweg so ergiebig wie möglich machen will. Dazu gehört, daß man den Arbeiter hebt und seinen Geist anregt.

Selbst wenn die Leitung eines Betriebs sich um die Wohlfahrt der Arbeiter nur deswegen annimmt, weil „es sich bezahlt macht", zeigt sie doch, daß sie die Bedürfnisse der Zeit erfaßt hat und daß sie tun will, was in ihren Kräften steht. Der Arbeiter muß merken, daß er wie ein Mensch und nicht wie eine Maschine behandelt wird. Das ist gerade jetzt, im Zeitalter der Mechanisierung, wichtiger denn je.

Jedenfalls weiß ich aus Erfahrung, welche guten und bösen Einflüsse die Arbeitsstätte und ihre Verhältnisse auf die Jugend ausüben. Ich habe viele Knaben und Mädchen gesehen, die aus einem verwahrlosten Heim gekommen waren. Die Schule hat sie nicht emporzuheben vermocht; als sie ins Leben hinaustraten, haben sie auf tiefer Stufe gestanden. Sie sind zu einem Arbeitgeber gekommen, der ihnen nicht nur Arbeit und Lohn gegeben, sondern sich auch ihrer angenommen hat, der ihnen bei ihrer Bekleidung geholfen hat, so daß sie sauber und ordentlich aussahen. Er hat ihnen auf dem Arbeitsplatz ordentliches Essen verschafft, so daß ihre Gesundheit sich besserte, und er hat ihnen gute Ratschläge erteilt, wie sie ihre freie Zeit am besten zu ihrer Fortbildung anwenden können. Nach einiger Zeit ist so ein junger Mensch nicht wiederzuerkennen, und nicht nur er ist in die Höhe gekommen,

auch das ganze Heim kommt auf eine höhere Stufe. Zu behaupten, die jungen Leute und ihre Angehörigen seien nicht dankbar dafür, hieße sie gröblich verleumden.

Aber leider gibt es immer noch in unserm Lande und in unsrer Stadt größere und kleinere Arbeitsstätten, wo für die Angestellten nichts getan wird. Wenn man einen geübten Blick hat, sieht man Jugendlichen leicht an, bei welcher Art Arbeitgeber sie beschäftigt sind. Natürlich spielt auch das Heim eine große Rolle, aber die Arbeitsstätte hebt empor oder zieht hinab. Deshalb ist ihr erzieherischer Einfluß ebenso bedeutungsvoll für den Arbeiter wie für die Gesellschaft.

Zweites Kapitel.

Eine Wanderung durch New York.

Das eigentliche New York, die Insel Manhattan, ist zum größten Teil eine sehr regelmäßig gebaute Stadt, in der man sich leicht zurechtfindet. Nur der südliche, nach dem Hafen zu gelegene älteste Teil ist winklig. Er heißt downtown, die untere Stadt. Dort ist der Mittelpunkt der Geschäftswelt. Es ist kein Druckfehler, daß downtown mit kleinem d geschrieben wird, denn der Name bezeichnet nicht ein bestimmtes Gebiet, sondern gibt mehr die Richtung an, wie etwa nördlich und südlich. Dort befindet sich u. a. die berühmte, in der ganzen Welt bekannte Wallstreet. Wallstreet bezeichnet nicht nur eine Straße, der Name ist ein Begriff.

Dort erheben sich die meisten Wolkenkratzer; denn jeder Fußbreit Boden hat hier einen Wert von schwindelnder Höhe erreicht. Als man sich auf der Erde mit den Bauten nicht weiter ausbreiten konnte, mußte man in die Höhe gehen. Früher pflegte die Kirche das höchste Gebäude einer Stadt zu sein. In New York liegen die Gotteshäuser eingeklemmt und gedrückt zwischen Häusern,

die sich viel höher erheben. Das erinnert in unheimlicher Weise daran, daß Mammon der Gott ist, der hier verehrt wird.

Auf den Straßen von downtown herrscht bewegtes Leben. Kommt man als Fremder gerade zur Lunchzeit dorthin, wenn alle Welt die Kontore verläßt, um in Klubs und Restaurants zu gehen, begreift man nicht, was los ist. Fuhrwerke kommen in den am meisten benutzten Straßen nicht durch. Ungeheures Gedränge, Menschenmengen überall!

Einen lustigen Anblick bietet die Straßenbörse in downtown. In ein paar Häusern sitzen in allen Fenstern Herren mit wenigstens je zwei Telephonen und geben ihren Kunden unten auf der von Menschen wimmelnden Straße Zeichen mit den Fingern. Ein gewöhnlicher Sterblicher versteht nicht das geringste von ihrem Rufen, Schreien und ihrer Zeichensprache. Es wird behauptet, auf diese Weise wechselten täglich Aktien im Werte von vielen Millionen Dollar ihre Besitzer.

Ganz unten in downtown zweigt der Broadway nach Norden ab. Das ist die alte Landstraße, die noch ihre Richtung beibehalten hat, obwohl diese gegen das System der regelmäßig gebauten Straßen verstößt, die sich nördlich vom ältesten Teil der Stadt rechtwinkelig schneiden. Der Broadway bringt eine angenehme Abwechslung in diese Straßenführung.

Im südöstlichen Teil von Manhattan liegt China-

town, die sogenannte Chinesenstadt, mit dem Italiener- und Judenviertel. Die Bevölkerungsdichte in diesen Stadtteilen muß fürchterlich sein, nach den Scharen von Kindern zu urteilen, von denen die Straßen wimmeln. Das Herz krampft sich einem zusammen, wenn man sie sieht und bedenkt, daß nur eine ganz geringe Anzahl im Sommer die Stadt verlassen kann. Gewiß sind die Straßen breit und die Häuser ziemlich niedrig, aber die Gluthitze auf dem Asphalt ist unerträglich.

Ist man eine ziemlich lange Strecke „uptown" gekommen, so verschwinden die Namen an den Straßen, und die Straßen werden mit Nummern bezeichnet: Erste Straße usw. bis über 200. Die Avenuen schneiden die Straßen von Norden nach Süden.

Als wir zuerst nach New York kamen, stiegen wir im Hotel Gotham ab, das an der Kreuzung der Fifth Avenue und der 55. Straße liegt. Es ist zwar nicht eines der größten Hotels, hat aber doch 21 Stockwerke.

Die Fifth Avenue ist die vornehmste der Straßen und Avenuen. Keine Straßenbahn oder Hochbahn darf ihre Würde stören. Nur Omnibusse und Kraftwagen werden geduldet und bis auf weiteres auch Equipagen. Aber die Tage dieses Beförderungsmittels sind gezählt; denn es wurde davon gesprochen, daß Pferde in New York nicht mehr sollten existieren dürfen, da sie den Verkehr hindern!

Der Verkehr in der Fifth Avenue ist außerordentlich

stark, aber sehr gut geregelt. Durch verschiedenfarbige Lichtzeichen werden die Kraftwagenführer in Kenntnis gesetzt, wann sie fahren dürfen und wann sie halten müssen. Drei Minuten lang geht der Strom der Fuhrwerke in rascher Fahrt, dann aber ändern die Lichtzeichen ihre Farbe, und alle halten. Nun dürfen die Fußgänger und der Verkehr aus den Seitenstraßen passieren. Aber sie haben nur eine Minute Zeit.

In den übrigen Straßen ist die Ordnung sicherlich ebenfalls mustergültig, wenn auch nicht so wie in der Fifth Avenue.

Die elegantesten Läden und die Paläste der reichsten Millionäre liegen an dieser Pulsader.

Wenn man in New York Eile hat, benutzt man weder Straßenbahn, noch Omnibus, noch Kraftwagen. Alle diese Beförderungsmittel bewegen sich nur langsam und müssen oft halten. Nein, die einzige Möglichkeit ist, die Hoch- oder die Untergrundbahn zu nehmen; in ihnen geht es wenigstens rasch. Einen Begriff davon, wie viele Kraftwagen es jetzt in Amerika gibt, mag eine mir gemachte recht bezeichnende Mitteilung geben. Wenn man fünf Kilometer weit im Kraftwagen fahren will, dauert es an manchen Stellen infolge des starken Verkehrs lange, bis der Wagen vorfahren und sich einreihen kann, und man kommt darum auf diese Weise nur langsam vorwärts. Man gewinnt Zeit, wenn man zu Fuß geht. Wenn es erst so weit gediehen ist, daß die Kraftwagen wegen ihrer

großen Anzahl nur langsam vorwärtskommen, hört ihre Existenzberechtigung auf. Auf Straßen und Wegen sieht man eine unglaubliche Menge von Kraftwagen und man begreift, daß auf irgendeine Weise eine Änderung eintreten muß. Wie diese Änderung sein wird, kann man nicht wissen, aber so kann es nicht weitergehen.

Wie sonderbar, daß die Menschen Gefallen daran finden, sich in möglichst großer Zahl auf möglichst engem Platz zusammenzudrängen. In allen Ländern ist es so. Das flache Land wird entvölkert und öde, die Städte wachsen. In Amerika wie bei uns ist es schwer, Leute für die Landwirtschaft zu finden. Was lockt sie? Reizen und fesseln die Vergnügungslokale, die Tanzböden, die Kinos, das nervenangreifende Gewimmel und Lärmen auf den Straßen mehr als die Natur? Das Vergnügen ist im Leben der modernen Menschen die Hauptsache geworden. In Amerika ist der Tanz beinahe zu einer Krankheit ausgeartet. Man tanzt in allen Restaurants, beinahe hätte ich gesagt, während man ißt, beim Lunch, Tee, beim Mittagessen, und man fährt bis in die Nacht hinein damit fort. Und welche Tänze! Etwas Häßlicheres kann man sich nicht denken. Die Tanzenden sehen niemals froh und munter aus. Ihre Gesichter haben einen müden, erschöpften, traurigen Ausdruck. Mir erschien das Ganze wie eine organisierte, modernisierte Art jener Tanzseuche, die im 14. Jahrhundert durch ganz Europa ging im Gefolge des Schwarzen Todes mit allen seinen Schrecken.

Die Nerven der Überlebenden hatten keine Widerstandskraft mehr.

Wenn man in einer großen Stadt fremd ist, pflegt man abends auszugehen und zu sehen, welche Vergnügungen sich darbieten. Ich tat es aber nicht oft, da ich gewöhnlich von den Anstrengungen des Tages viel zu müde war. Die Oper war leider geschlossen, und Caruso war abgereist. In den andern Theatern gab es nichts besonders Schönes, das man sehen „mußte". Wir sahen ein sehr bildendes, wertvolles und interessantes Stück, „Abraham Lincoln" betitelt, das gut gespielt wurde. So etwas ist immer sehenswert. Im übrigen aber gab es operetten- oder varietéähnliche Aufführungen, die offenbar die geistige Nahrung waren, die dem Menschen der Gegenwart am besten zusagten. Die Töne, die von menschlichen Kehlen und von verschiedenen Instrumenten hervorgebracht wurden, konnte man unmöglich mehr Musik nennen. In der Regel war es nur ein gräßlicher Lärm. Und die Bewegungen, die Tanz hießen, waren alles mögliche, nur nicht schöne Kunst.

Es ist traurig, daß die Vergnügen, die in der ganzen Welt der Jugend in mehr oder minder dürftiger Form geboten werden, so beschaffen sind! Und nach solchen Vergnügungslokalen lenken die jungen Leute zuerst ihre Schritte, wenn sie in eine fremde Stadt kommen. In Amerika, wo das ganze Land durch das Alkoholverbot „trockengelegt" ist, schadet es ihnen sicher nicht soviel

wie in andern Ländern; denn es ist ein Unterschied zwischen den Eindrücken, die man empfängt, während man Eiswasser und während man Alkohol trinkt.

Im Hippodrom, einem riesigen Vergnügungslokal, sahen wir eine Nummer, die wirklich schön und echt amerikanisch war, das heißt etwas, was wir schwer nachmachen können. Das Lokal war nicht rund wie ein Zirkus, sondern glich einem großen Theater. Zuweilen wurde die Bühne zu einem gewöhnlichen Zirkus, trotzdem man sie nur von einer Seite sah, und in der letzten Nummer war sie in ein gewaltiges Wasserbecken verwandelt. Daß dieses Becken tief war, erkannte man, wenn man eine junge Dame kopfüber von der Decke drei oder vier Stockwerke hoch herabspringen sah. In das Becken führte eine breite Treppe, die unter der Wasserfläche weiterging. Diese Treppe hinab zogen, fröhlich lachend, mit goldenen Rüstungen und goldenen Helmen angetan, ein paar hundert junge Mädchen, bis das Wasser ihnen schließlich über den Kopf reichte und sie verschwanden. Sie kamen nie wieder herauf! Wie das zuging, weiß ich einstweilen nicht, wahrscheinlich retteten sie sich irgendwie; denn sonst hätte vermutlich die Polizei eingegriffen. Als aber einige Tage später das Hippodrom geschlossen wurde, meinte einer meiner Freunde, das sei geschehen, weil in New York keine jungen Mädchen mehr vorhanden seien. Um den unheimlichen Eindruck abzuschwächen, schloß die Vorstellung damit, daß die ganze

Bühne zu einem Wasserfall wurde, der es zwar mit dem Niagara nicht ganz aufnehmen konnte, der aber mit den begleitenden Lichtwirkungen einen großartigen Eindruck machte.

Der südliche Teil des Westufers der Insel Manhattan ist wie alle übrigen nach der Einfahrt zu gelegenen Uferstrecken von Docks besetzt. Nördlich davon beginnt Riverside Drive, eine Uferpromenade, die auf der einen Seite mit schönen, eleganten Häusern geschmückt ist und auf der andern eine entzückende Aussicht auf den Hudson bietet.

Als wir eines Tages diesen Korso entlang fuhren, lag das Ostküstengeschwader der amerikanischen Flotte wie eine Perlenkette auf dem Strome. In seiner Machtentfaltung ein sehr schöner, imponierender Anblick! Aber es schwindelt einem, wenn man sich erinnert, daß einer der wichtigsten Gründe für Amerikas Teilnahme am Weltkrieg der war, mit dem Militarismus aufzuräumen.

Die Reinlichkeit und Sauberkeit in New York beruhen zu einem nicht geringen Teil darauf, daß nicht nur der Stadtbahnverkehr elektrisch ist. Alle Züge, auch die sonst mit Dampf getriebenen, werden in der Stadt mit elektrischer Kraft betrieben. In den Fabriken verwendet man eine kohlensparende Feuerungsart, dank welcher der aus all den zahllosen Essen aufsteigende Rauch weiß ist.

Der ungefähr zwischen der 40. und 60. Straße verlaufende Teil des Broadway ist echt amerikanisch. Dort liegen die meisten Theater, und am Abend herrscht hier

ein sehr lebhafter Verkehr. Tausende von Lichtreklamen schillern in allen Farben und stellen die merkwürdigsten Dinge dar. Da sieht man eine Katze, die mit einem Garnknäuel spielt, einen Hund, der den Kopf dreht, Vögel fliegen, Schmetterlinge flattern mit den Flügeln, unaufhörlich stürzen Wasserfälle herab, und Männer machen unermüdlich mit Armen und Beinen Turnübungen. Auf andern Schildern wechseln Muster und Namen in allen Farben. Wenn jemand besonders daranliegt, nervös zu werden, dann rate ich ihm, nach New York zu reisen und sich genügend lange alle diese Unruhe anzusehn. Für eine kleine Weile ist es ganz lustig, und einige Einzelheiten entbehren nicht einer gewissen Anmut. Es ist fast genau so hell wie mitten am Tage. Was all das kostet, ahnt man, wenn man hört, daß die größte aller Lichtreklamen, die riesige Pfaue, fließendes Wasser, Bäume und zappelnde Männer darstellt, jährlich 350000 Dollar kosten soll. Diese Reklame pries den gräßlichen Kaugummi an, der in hohem Maße dazu beiträgt, das amerikanische Volk häßlich zu machen. Wenn man in der Straßenbahn vielleicht jeden fünften Fahrgast kauen sieht, bekommt man einen gewissen Widerwillen gegen die Gesellschaft. Es sieht ebenso albern als abstoßend aus.

* * *

Mit einem wunderlichen Gefühl kommt man aus Europa in eine Riesenstadt, die alles entbehrt, was man

sonst gern aufsucht und betrachtet. Keine Spur von Tradition, von alter Kultur. Es ist fast rührend zu sehen, welchen Wert die Amerikaner selbst auf den geringen Schimmer junger Tradition legen, der aufgespürt werden kann. In einem Buche las ich: „Die Überlieferung meldet, daß diese Häuser von Kunsttischlern gebaut wurden, die während des Kriegs von 1812 aus England herüberkamen.“

Aber die neue Kultur hat viel zu bieten, was oft großen Wert besitzt, und damit muß man sich begnügen.

Die zwei vornehmsten Kulturtempel sind die große Bibliothek, „die größte der Welt“, und das Metropolitan-Museum. Die Bibliothek ist ein außergewöhnlich schöner Marmorbau von kolossalen Ausmaßen. Einige kurze Besuche können nur eine Ahnung von ihren ungeheuren Bücherschätzen geben. Alte seltne und wertvolle Bücher gibt es natürlich nicht annähernd so viele wie bei uns, aber alles Moderne ist großartig vertreten. Besonders interessierte mich ihr außerordentlich gut ausgearbeitetes System, eine Auswahl Bücher nach verschiedenen Orten, zum Beispiel in Fabriken, zu schicken und sie nach einiger Zeit gegen neue umzutauschen. Mehrere von den Fabriken, die ich später besuchte, machten mit großem Nutzen von dieser Einrichtung Gebrauch.

Im Metropolitan-Museum gibt es viele Meisterwerke der Alten Welt, die die Macht des Goldes aus ihrer alten Umgebung geholt hat. Unter den modernen

Gemälden sahen wir viele entzückende amerikanische Landschaften und Porträts. Besonders aber freute es mich, als ich ein höchst lebensvolles Porträt näher betrachtete und die Signatur unsres Landsmannes Anders Zorn entdeckte. Von alten persischen Teppichen und chinesischem Porzellan gab es ausgesuchte Sammlungen.

Zu meinem Leidwesen konnte ich nur wenige kurze Stunden für den Besuch solcher Stätten erübrigen. Aber ich mußte mein Herz verhärten und konnte von dem überreichlich Gebotenen nur den obersten Rahm abschöpfen.

Wir besuchten auch Volks- und Gewerbeschulen und verschiedene andere Anstalten, vermochten aber nur einen Überblick zu gewinnen und uns allgemeine Eindrücke zu verschaffen. Durchgehend fallen auf: Reinlichkeit, frische Luft, praktische Anordnung, die auf Vereinfachung der Arbeit durch arbeitsparende Maschinen abzielt. Nach dem schnellen Überblick ist es bei der Erziehung der Kinder hauptsächlich darauf abgesehen, jedes an den richtigen Platz zu stellen. Trotz der ungeheuren Kinderzahl scheint die Individualisierung sehr gut durchgeführt zu werden.

Drittes Kapitel.

Miß Wald.

Wenn man eine Zeitlang im fashionabelsten Stadtteil New Yorks gelebt und immer wieder den Menschenstrom die Fifth Avenue hat entlangtreiben sehen, wird man allmählich des Bildes müde und überdrüssig. Alle Damen sehen aus, als seien sie in dieselbe Form gegossen, gewiß eine sehr schöne Form, aber doch eben immer ein und dieselbe. Alle sind gut gekleidet, alle tragen enge Röcke und spitze Schuhe, und alle sind geschminkt, was die Gleichheit noch erhöht und die feinsten Schattierungen des Gesichtsausdrucks verwischt. Man sehnt sich deshalb, einen andern Typus zu sehen, richtige Menschen mit großen Gesichtspunkten und von Selbstsucht freien Interessen. Hat man dann das Glück, auf eine Einladung hin eine Woche als Gast in The Henry Street Settlement zu wohnen, so fühlt man das lebhafte Bedürfnis, diese Einrichtung und die Art Menschen, die man dort trifft, zu beschreiben.

Das Wort Settlement umfaßt eine ganze Menge Dinge und ist darum schwer zu definieren. Die Settlement=

bewegung begann in England. Der Grundgedanke ist der, daß gebildete Männer und Frauen, die den ärmeren Teil des Volkes zu heben und zu fördern wünschen, sich in den schlimmsten Vierteln der Großstädte niederlassen. Sie laden ihre Nachbarn zu sich ein. Für verschiedene Lebensalter und Geschlechter werden Klubs gebildet, in mancherlei nützlichen Dingen wird Unterricht erteilt, der Jugend werden veredelnde Vergnügungen geboten, die Kinder werden erzogen und beschäftigt. Bald wird das Settlement der Mittelpunkt der Nachbarschaft, und es entwickelt sich immer weiter, bis es allmählich fast alle, die in der Gegend wohnen, an sich gezogen hat. Denn nach und nach kommen alle dahin, wo sie immer freundlich aufgenommen werden und wo alles getan wird, was ihnen Behagen und Vergnügen bereiten und ihren Kummer erleichtern kann.

In New York gibt es viele Settlements, und in großen Zügen arbeiten sie alle zusammen. Das bekannteste ist The Henry Street Settlement.

Vielleicht der wichtigste Zweig seiner Tätigkeit ist, was wir die „Krankenpflege in den Häusern der Armen“ nennen. Der Unterschied ist der, daß die 250 Krankenpflegerinnen, die hier angestellt sind und die von Henry Street ausgehen, von Armen wie Reichen in ganz New York gerufen werden können und daß sie ihre Dienste gegen Bezahlung oder unentgeltlich leisten. Eine Aufgabe, die ebenso wichtig ist wie die eigentliche Kranken-

pflege, ist die Unterweisung in Hygiene und vielen andern praktischen Dingen, die den Patienten gegeben wird. Nicht nur der Kranke ist ihr Patient, sie kümmern sich um die ganze Familie und erteilen Ratschläge, Hinweise und Hilfe auf alle mögliche Weise. Ihre Tätigkeit ist von großer Ausdehnung und Bedeutung und genießt das größte Ansehen.

Die Krankenpflegerinnen erhalten in Amerika eine sehr umfassende und gute Ausbildung. Der Kursus dauert drei Jahre, und die Anforderungen bei der Aufnahme sind hoch, was Kenntnisse und Charaktereigenschaften anlangt. Viele Pflegerinnen sind akademisch gebildet. Sie werden vor Überanstrengung geschützt. Sie brauchen nur acht Stunden am Tag zu arbeiten. Viel Rücksicht wird genommen auf ihre Wohnungen, ihr Essen, ihre Vergnügungen und ihre Ruhe. In den Vereinigten Staaten werden gleichzeitig 50000 Krankenpflegerinnen in 1600 verschiedenen Schulen und Krankenhäusern ausgebildet. Man hat in diesem Lande eingesehen, was diese gebildeten Frauen in der ganzen Gesellschaftsmaschinerie bedeuten, wenn sie von der rechten Art sind. Deshalb sorgt man für sie und gibt ihnen die beste Erziehung; man weiß, daß sie mit dem ganzen Volk in Berührung kommen und daß sie erhebend und veredelnd wirken können, wenn sie die Fähigkeiten dazu haben. Es ist ganz merkwürdig zu hören, wenn man unsre Verhältnisse vergleicht, wie dafür gesorgt wird, daß diese jungen

Frauen sich nicht nur im Turnen und Sport, sondern auch im Tanzen üben und daß bei der Festlegung ihrer freien Zeit besondere Rücksicht auf das Theater genommen wird, damit sie dieses veredelnden Genusses nicht verlustig gehen.

Ein Haus in der Henry Street, mit einem großen Saal für Tanz und Ballspiel, ist ganz für Klubs eingerichtet. Hier versammelt sich abends die Jugend des Viertels, und am Vormittag haben die Kleinen Kindergarten, während die größeren Kinder beschäftigt und unterrichtet werden, etwa wie in unsern Arbeitsstuben. Die Aufsicht über diese Klubs führt eine junge Dame von bester Erziehung, was in Amerika sehr viel sagen will, eine große schöne Brünette, die sich ruhig und vornehm bewegt und ernst und freundlich aussieht. Auf einem großen Fest von gegen tausend Jugendlichen, die in heiterster Laune tanzten und spielten, führte sie die Oberaufsicht. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, während die andern dunkel gekleidet waren. Im schlimmsten Wirrwarr bewegte sie sich ruhig und still wie ein Engel des Lichts. Ich taufte sie die „Heilige", welchen Namen sie hoffentlich behalten wird.

Ein andres wichtiges Tätigkeitsfeld ist das Theater. Henry Street hat ein eigenes Theater mit guter Bühne und großem Zuschauerraum. Es ist das Geschenk eines jungen reichen Mädchens, das selbst die Arbeit leitet und oft mitspielt. Jeden Sonnabend und Sonntag ist Theater-

vorstellung, und fast ausschließlich spielen Jugendliche aus „the neighbourhood“, der Nachbarschaft, mit. Das Ganze war für das Publikum von größerem Wert, als was man in vielen Theatern zu sehen bekommt, und für die Mitspielenden ist es erzieherisch, bildend und vor allem unterhaltend. Bei meinem Besuch wurden zwei Stücke gegeben. Das erste handelte von einem jungen Geistlichen, der glaubte, alle Freude und Schönheit im Leben seien dazu da, die Menschen in Versuchung zu führen und ihr Herz von Gott abzuwenden, und sie seien vom Teufel gesandt. Zu seinem Entsetzen entdeckte er, daß er ein junges, entzückendes Mädchen liebte, und er glaubte, auch sie sei ein Sendbote des Teufels. In einem Anfall von religiösem Wahnsinn versuchte er sie zu erwürgen, aber glücklicherweise starb sie nicht. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, erklärte sie ihm, er habe Gott mit dem Teufel verwechselt; denn Gott sei es, der den Menschen Glück und Schönheit sende. Die Rolle des Geistlichen wurde ganz ausgezeichnet gegeben, und die andern hielten sich auch alle recht wacker.

Das andre Stück war eine Ballettpantomime. Die Szene stellte einen Spielzeugladen vor, in dem alle Puppen handelnd auftraten. Die Handlung war folgende: Ein Puppenpaar war zu seinem großen Kummer an zwei verschiedene Kunden verkauft worden. In der Nacht, bevor sie fortgebracht werden sollten, gelang es den beiden Puppen, mit Hilfe ihrer Kameraden zu entfliehen. Der

Besitzer des Ladens war verzweifelt, als er sie am Morgen nicht finden konnte.

Tanz und Kostüme waren entzückend. Die Auftretenden hatten die Aufzüge selber entworfen zur Musik von Rossini. Es war ein ungewöhnlich schönes Ballett.

In der Nachbarschaft von The Henry Street wohnen fast ausschließlich Juden. Schon die alten Israeliten kannten und liebten Schauspiele. Das Theater in der Henry Street begann mit religiösen Stoffen. Allmählich hat es seinen Charakter verändert, aber noch jetzt werden häufig rein jüdische Stücke geboten, und oft gibt man bekannten Schauspielen ein jüdisches Gepräge; man spielt zum Beispiel The Jewish King Lear und The Jewish Nora.

Daß das Theater bei allen, Zuschauern und Mitwirkenden, in hoher Schätzung stand, war leicht zu erkennen. Eine Dame, die uns am folgenden Tag hinter die Kulissen und in die Werkstätten führte, wo Dekorationen und Kostüme hergestellt werden, sah aus, als wäre sie 18 Jahre alt. Als sie erzählte, sie sei viele Jahre als Dramaturgin mit Schauspielgesellschaften im Sommer auf Reisen gewesen, erlaubte ich mir zu lachen. Aber da sagte sie, sie sei gar nicht so jung, wie ich zu glauben scheine; das Geheimnis sei, daß man an ihrem Theater nicht altre; denn sie seien immer heiter und guter Dinge.

* *
*

Die Seele und die Triebfeder der großen Arbeit im Henry Street Settlement ist Miß Lillian Wald. Sie ist eine der bekanntesten Frauen Amerikas. Nachdem sie das College besucht und sich zur Krankenpflegerin ausgebildet hatte, zog sie vor 28 Jahren in die Henry Street und begann dort ihre Arbeit für die zahlreiche Bevölkerung des Viertels.

Nichts bei uns kann man mit diesem Teil von New York vergleichen, besonders wie es war, als Miß Wald hierher zog. Reinlichkeit und Ordnung waren damals unbekannte Begriffe. Aber der Reichtum an Kindern war damals genau so groß wie heute. Ich habe niemals so viele und vor allem so viele süße Kinder auf einmal gesehen wie in der Henry Street. Die Straße ist ihre Sommerfrische; da verbringt die Familie ihre Tage und einen großen Teil der Nächte. Es wohnen fast ausschließlich Juden hier, die aus allen Ländern der Alten Welt eingewandert sind. Sie gelangen erstaunlich schnell in gute wirtschaftliche Verhältnisse, aber die Unkenntnis der Sprache, die Wohnungsfrage, mangelhafte Vorstellungen von Hygiene und Ordnung verursachen ihnen allerhand Schwierigkeiten. Miß Wald begann die Arbeit damit, daß sie die Kranken in ihren Wohnungen pflegte. Diese Arbeit wurde später von andern fortgesetzt; Miß Wald organisierte und leitete sie, bis sie sich, wie erwähnt, auf die ganze Stadt erstreckte. Viele Krankenbesuche verschafften Miß Wald einen klaren Einblick in

die Verhältnisse. Sie richtete all die nützlichen Kurse und Klubs ein, die Vergnügungen und Beschäftigungen aller Art, die jetzt das Settlement umfaßt. Doch damit nicht genug. Oft hatte sie Gelegenheit, in der Praxis Mängel und Mißgriffe der Gesetzgebung zu bemerken, besonders im Hinblick auf die Kinder. Sie machte Vorschläge, die immer in Erwägung gezogen wurden und oft Verbesserungen der Gesetze oder neue Gesetze veranlaßten. In dieser Beziehung geht uns Amerika voran. Man weiß dort praktische Arbeit zu schätzen und zu verwerten.

Ein andrer Umstand, der ein solches Unternehmen wie das der Miß Wald leichter und fruchtbarer macht als bei uns, ist der, daß ihr niemals das Geld dazu fehlt. Unter den Stiftungen für ihr Settlement seien angeführt mehrere Häuser in der Henry Street und sieben kleine Landgüter für Sommerwohnungen. Bei ihrer Arbeit hat sie es sich zum Grundsatz gemacht, soweit als möglich niemals ohne Gegenleistung zu helfen. Dafür zu bezahlen, wirkt erzieherischer, und das, wozu man beisteuert, schätzt man höher als Gnadengaben.

Eines der Ziele Miß Walds ist, Schönheit zu verbreiten. Sie ist selber hochgebildet und genießt alles, was schön ist. Die Häuser in der Henry Street, die zu ihrem Settlement gehören, sind alle efeugeschmückt und sehen immer freundlich und anziehend aus. In allen Klubräumen und Versammlungssälen gibt es ein oder mehrere Kunstwerke, und es ist ihr gelungen, alle Zimmer

mit einfachen und geschmackvollen Möbeln auszustatten. Für Personen, die in Mietskasernen in einem häßlichen Stadtteil wohnen und selbst nicht die Mittel besitzen, sich ihr Heim schön und harmonisch zu gestalten, ist es eine Erholung und Erbauung, etwas zu sehen, was dem Auge angenehm ist. Sie weiß, daß auch die Schönheit ein Mittel zur Erziehung und Besserung der Menschen ist.

Dank ihrem großen Bekanntenkreis hat Miß Wald oft ihren Nachbarn geeignete Arbeit verschaffen können. Sie hat jetzt ein richtiges Stellenvermittlungsbureau. Außerdem ermuntert sie den häuslichen Gewerbefleiß der Einwanderer und vermittelt den Absatz ihrer Arbeiten. Zur Zeit meines Besuchs waren ukrainische Sachen zum Verkauf ausgestellt. Es waren Kreuzstichstickereien der üblichen russischen Art. Einige Ukrainerinnen saßen in ihren schönen Nationaltrachten vor den Augen des Publikums bei ihrer Arbeit. Miß Wald handelt nach dem klugen Grundsatz, man soll die Einwanderer lieber dazu anhalten, die schöne hausgewerbliche Kunstfertigkeit, die viele besitzen, weiterzupflegen, als sie in neue Arbeiten zu stürzen, die sie erst erlernen müssen. Viele von den Erzeugnissen häuslichen Kunstfleißes der Alten Welt haben unendlich größeren Schönheitswert als die oft häßlichen und langweiligen Industrieerzeugnisse, die man sonst sieht. Als ein Beispiel dafür, daß häuslicher Gewerbefleiß wieder der Industrie sein Gepräge aufdrücken kann, führe ich an, daß unsre alten guten Fleckenteppiche jetzt sehr Mode sind

und daß man eine ähnliche Art in allen Geschäften findet. Aber die ausgesucht geschmackvollen Muster, die wir von Ystad bis Haparanda in unsern Bauernstuben sehen, wird man vergebens suchen. Die Muster unserer einfachen Fleckenteppiche haben sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und ihr Material hat seine besondere Tradition dadurch, daß es zuvor von den Familienmitgliedern benutzt worden ist. Sie haben dadurch ein zartes Gepräge alter Kultur gewonnen, und man steht vor ihnen fast mit Ehrfurcht. Rührung überkommt uns, wenn wir die vergeblichen Nachahmungsversuche der Großindustrie sehen, und man entschuldigt gern, daß sie nicht etwas so Schönes fertigzubringen vermag wie unsre alten Bauernfrauen.

* *
*

Miß Wald ist Jüdin und eine Zierde ihrer Rasse. Sie hat die Gabe der intelligenten Weltdame, auf bezaubernde Art die Aufmerksamkeit und das Interesse ihrer Mitmenschen zu fesseln und festzuhalten. Im Verlauf der Jahre hat sie einen ganzen Stab von Mitarbeitern um sich versammelt. Jeder wird auf den passenden Platz gestellt. Um das soziale Interesse zu steigern und zu erhalten und die Kenntnis von allem, was auf diesem Gebiet geschieht, zu verbreiten, hat Miß Wald die Anordnung getroffen, daß ihre Mitarbeiter in der Henry Street wohnen und an ihrem Tisch essen. Aus allen Teilen der Welt kommen Personen dorthin, die das Werk

der Miß Wald kennenlernen wollen, und auch Fremde können in ihrem Settlement wohnen. Jeder Gast darf seine Freunde mitbringen, natürlich gegen Bezahlung der Verpflegung. Infolgedessen treffen sich in Miß Walds Hause Menschen aus aller Welt, die durch dieselben Interessen zusammengeführt werden. Miß Wald ist eine entzückende Wirtin, der es Vergnügen macht, einen Salon zu halten, und mit einem gewissen kindlichen, um nicht zu sagen amerikanischen Stolz, sagt sie: „Heute habe ich Gäste aus nur sechs verschiedenen Ländern." Einmal in der Woche ist eine besondere Zusammenkunft mit Besprechungen, auf der jeder seine Erfahrungen und neuen Eindrücke mitteilt. Die Leute der „Nachbarschaft" bewundern und verehren sie, und alle wissen, daß sie durch ihre Vermittlung Hilfe in allen Schwierigkeiten erwarten können.

Die Polizei des Distrikts hat erkannt, welche wertvolle Hilfe Miß Wald ihr bei ihrer oft so schweren Arbeit gewesen ist. Aber auch sie hat mit der Hilfe der Hüter der öffentlichen Ordnung rechnen können. Es ist ein kluges und praktisches Zusammenarbeiten gewesen.

Miß Wald kann jetzt nicht mehr an allem persönlich teilnehmen, aber sobald ein verwickelter Fall vorliegt, greift sie ein und bringt die Sache ins reine. Vielleicht hat ihr Erfolg etwas bewirkt, was man so oft in Amerika sieht, nämlich eine fast kindliche Zufriedenheit mit dem, was man sich selbst geschaffen hat. Die Organisation, der

man angehört, ist immer die größte und beste der Welt. Das macht oft den Eindruck einer recht jungen Überzeugung. Dafür spürt man aber auch oft einen jugendlichen Eifer, alles zu versuchen, was man für gut hält.

Man muß mit einer gewissen Vorsicht prüfen und darf nicht alles, was man sieht, unkritisch bewundern. Aber es wirkt erfrischend, das Leben zu beobachten, das auf allen Gebieten hervordrängt, und man merkt, daß ein Unterschied besteht zwischen einem alten Kulturvolk und diesem neuen.

Miß Wald gehört zu denen, die Versuche wagen und das Glück gehabt haben, ihre Arbeit mit Erfolg gekrönt zu sehen. Dank ihrer Gabe zu führen, zu begeistern, Ordnung zu schaffen, ist es ihr gelungen, die Lebensverhältnisse von Tausenden zu heben und zu verbessern. Nach ihrem Muster und dank ihrem Beispiel haben schon viele ihre Arbeit fortgesetzt und verbreitet. Es gibt daher keine Grenze, wo man sagen kann: „Bis hierher erstreckt sich das Gebiet ihrer Arbeit, hier geht es zu Ende.“ Das Große an aller selbstlosen Arbeit für andre besteht darin, daß sie einen Ewigkeitszug an sich hat; man kann sie nicht mit zeitlichem Maße messen.

Viertes Kapitel.

Eine Gummifabrik und ein Buchverlag.

Während unsres New Yorker Aufenthalts besuchten wir mehrere industrielle Anlagen in der Umgegend.

United States Rubber Company ist, soviel ich verstanden habe, ein Trust, der die ganze Gummiindustrie umfaßt. Aber jede spezielle Fabrik wird selbständig geleitet und hat ihren besonderen Namen. Zahllos sind die Fabriken, die Automobilreifen anfertigen; die beiden größten aber sind Goodrich und Goodyear, beide in Ohio. Sie beschäftigen eine unglaubliche Menge Arbeiter, und ihre Mutual Benefit Departments sollen zu den vorzüglichsten gehören.

In New Haven in Connecticut, etwa zwei Stunden Eisenbahnfahrt von New York entfernt, befindet sich eine Gummifabrik, Candee & Co., die nur Überschuhe, Hausschuhe, Turnschuhe und Wasserstiefel anfertigt.

Eine schwedische Amerikanerin, die mich überreden wollte, zu ihr zu kommen, um eine Schuhfabrik zu sehen, sagte: „Wenn Sie diese Fabrik gesehen haben, werden Sie

niemals wieder einen Absatz ohne Andacht betrachten können." Ich antwortete: „Ich glaube das gern, denn jetzt bin ich andächtig gestimmt, sobald ich nur einen Überschuh sehe."

Die Fabrikation selber zu beschreiben, werde ich mich wohlweislich hüten; aber es war außerordentlich interessant, die verschiedenen Abteilungen zu durchwandern und zu beobachten, wie zuerst der Rohstoff, mit vielen andern Bestandteilen gemischt, gekocht wurde, und wie dann diese Masse Walzen durchlief, aus denen sie dünn und fein wie ein Stück Zeug herauskam. Sie ist dann schwierig zu behandeln; denn wenn sie irgendwo doppelt oder in Falten zu liegen kommt, so klebt sie und muß weggenommen werden; sie muß von neuem durch die Walzen laufen. Dann wird sie auf der Maschine ausgestanzt. Jedes ausgeschnittene Stück wird, wenn es weiterbefördert wird, zwischen Zeugstücke gelegt; denn zwei Gummistücke dürfen nicht aufeinanderliegen. Hierauf geht die Ware noch durch viele Hände, von denen jede ihren besonderen Griff ausführt, bis schließlich eine fertige Fußbekleidung entstanden ist.

Die Fabrik ist eine der ältesten und läßt viele von den materiellen Vorteilen für Arbeiter vermissen, die man anderwärts findet. Aber das wird durch die freundliche, behagliche Atmosphäre aufgewogen, die auf dem Ganzen ruht. Die Fabrik ist nach amerikanischem Maßstab recht klein und beschäftigt nur etwa 2500 Arbeiter. Und

doch hat das Kontor eine besondere Abteilung von zehn Personen, die lediglich die Industrial Relations ordnen. Und außerdem hat man eigne Ärzte und Krankenpflegerinnen.

Hier fand ich endlich, nachdem ich drei Wochen in New York gewesen war, gerade das, was ich suchte. Die Männer und Frauen, deren Ziel ausschließlich darin bestand, den Arbeitern den Weg zu ebnen durch Hebung ihres Wohlstands, ihrer Kenntnisse und ihrer Arbeitsfreude, waren ganz von ihrer Aufgabe erfüllt und hatten den festen Glauben, daß der Weg, den sie gingen, zu glücklicheren Verhältnissen führen werde. Sie waren alle feingebildete, gediegene, angenehme, liebe Menschen. Einer von ihnen hatte die Aufgabe, alles zu organisieren, was mit Bildung zu tun hatte, wie zum Beispiel Vorträge. Ein andrer beaufsichtigte den Sport, ein dritter hatte die Vergnügungsabteilung unter sich, ein vierter hatte nur die Aufgabe, in der Fabrik umherzugehen und nachzusehen, ob nicht etwas unnötig Ermüdendes vereinfacht und verbessert werden könnte, ein fünfter führte die Statistik usw. Eine Dame, die einen Überblick über das Ganze zu haben schien, erzählte, sie sei als Lehrling in der Fabrik tätig gewesen und habe in allen Abteilungen gearbeitet. Das Kochen des Rohstoffs sei das Schlimmste gewesen. Allen, die sie grüßten, sah man an, wie hoch sie sie schätzten. Man begreift leicht, wieviel Behagen ein paar feingebildete Frauen mit sich in eine Fabrik hineinbringen können. In

der sie das ganze Personal kennen und die Arbeit zu beurteilen vermögen. Man spricht immer davon, es sei so schwer, geeignete Personen für solche Aufgaben zu finden. Das ist zum Teil wohl wahr, vor allem aber ist es wahr, daß es äußerst wichtig ist, geeignete Personen zu finden. Ich bin jedoch überzeugt, daß sie vorhanden sind, und daß man, wenn man nur will, sie auch finden kann. Wenn aber eine Frau mit einer so wichtigen und delikaten Aufgabe betraut wird, ist es nötig, daß keine andern Gründe als ihre Eignung eine Rolle spielen. Solche Gründe wie der, daß sie eine Stellung braucht, oder der, daß irgendwer sich für sie verwendet hat, dürfen auf keinen Fall entscheidend sein.

Aus mehreren Gründen muß sie eine ordentliche Entlohnung erhalten. Vor allem deswegen, weil sonst die Auswahl begrenzt ist und man vielleicht der besten Kraft verlustig geht. Und nur die Beste darf in Frage kommen; auch muß eine solche Person von wirtschaftlichen Sorgen befreit sein. Ihre Stellung in einem Betrieb wird auch sicherer, wenn sie ein Gehalt bezieht, das beweist, daß man sie schätzt.

Eine andre Einrichtung in dieser Fabrik war die, daß gebildete Mädchen, sogenannte college girls, das Handwerk lernten und alle neueingestellten Arbeiterinnen unterrichteten. Ich glaube, für die Arbeiter bestand dieselbe Einrichtung. Wenn die alten Arbeiter die jungen unterrichten, kann es leicht vorkommen, daß eine mangelhafte

Arbeitsweise, die den Arbeitsgang verschlechtert oder verlangsamt, sich von dem einen zum andern forterbt.

Besonders ansprechend war bei Candee & Co., daß alles so einfach und echt erschien. Nichts geschah, um es vorzuzeigen und damit zu protzen. Es war eben praktisch und „machte sich bezahlt". Wir hatten ganz zufällig von diesem Betrieb gehört und waren aufs Geratewohl dorthin gefahren. Aber wir merkten bald, daß wir hier gefunden hatten, was wir suchten, und wir hatten das Gefühl: wenn wir auch nichts andres in dieser Richtung finden sollten, so hatten wir doch die Reise nicht vergebens unternommen.

Wie in vielen anderen Fabriken hielt man Vorträge und verteilte Bücher über die hergestellten Waren und über die zur Verarbeitung kommenden Rohstoffe.

Wir erhielten auch einige Schriften, die in all ihrer Einfachheit interessant und unterrichtend waren. Da erfährt man, wie die Eingeborenen in Südamerika auf ihre primitive Art den wunderbaren Saft des „weinenden Baums", des Kautschuk, anwendeten; daß das erste, was davon nach Europa gelangte, einige Bälle waren, mit denen Christoph Kolumbus Indianerkinder hatte spielen sehen; daß man in den ältesten Zeiten den Kautschuk, weil er zuweilen eintrocknete und brach, zuweilen zusammenklebte, nur zu ganz wenigen Zwecken benutzen konnte, bis man schließlich verschiedene Verfahren erfand, ihn mit andern Stoffen zu mischen und zu kochen; daß die Eng-

länder ihn „rubber“ nannten, als sie entdeckten, daß er Bleistiftstriche wegwischen konnte, und daß er jetzt auf nicht weniger als 50000 verschiedene Arten angewandt wird.

Eine kleine „The Romance of rubber“ betitelte Schrift erzählt, daß der „weinende Baum“ in den unzugänglichsten tropischen Wäldern wächst, wo das Klima oft mörderisch ist, daß die Menschen aber doch allen Schwierigkeiten getrotzt haben, um dem Baum seinen kostbaren Saft abzuzapfen. Man erfährt auch, daß in den letzten Jahren ganze Wälder von angepflanzten Bäumen in zugänglicheren Gegenden entstanden sind, was viel besser lohnt als die Arbeit im Urwald. Aber von all den Leiden, die die Eingeborenen haben ausstehen müssen, damit die Zivilisation den jetzt unentbehrlichen Rohstoff erhielt, davon berichtet „The Romance of rubber“ nichts.

Man versteht es in Amerika, den Arbeitern Interesse für eine Arbeit einzuflößen, die sonst leicht trocken und tot erscheinen könnte. Die Erzeugung materieller Werte braucht nicht eine selbstmörderische und uninteressante Arbeit zu sein. Alle Produkte, die zur Erhaltung des Lebens dienen, Nahrung, Kleider und Wohnung, sowie alles, was das Leben leichter, bequemer und glücklicher macht, trägt dazu bei, unsern Geist zu befreien. Sobald man das Notwendige vermißt, drehen sich die Gedanken beständig darum und können sich nicht in die Höhe schwingen. Wir wissen aus Erfahrung, daß unsre

Gedanken nie so sehr an materiellen Dingen gehaftet haben wie zur Zeit der Kriegsteuerung. Alles, was dazu beiträgt, unsern geistigen Menschen zu befreien und zu heben, und was unsre Entwicklung fördert, ist von größter Wichtigkeit. Deshalb bedeutet reichlicher Vorrat an Waren nicht nur eine größere Möglichkeit zu materiellem Wohlstand, sondern auch erhöhte geistige Kraft. Und aus erhöhter geistiger Kraft folgen größere Möglichkeiten für alle.

Wenn aber der materielle Wohlstand in Luxus übergeht, bewirkt er das Gegenteil: geistige Erschlaffung. Deshalb darf die Produktion nicht auf Vermehrung des Luxus eingestellt werden, am wenigsten, solange jemand am Notwendigen Mangel leidet. Kram in eleganterer oder einfacherer Form zu erzeugen, wird keinen Hersteller mit Begeisterung erfüllen können.

Wenn man den Kern der Dinge und die logische Kette von Ursache und Wirkung zu erkennen versucht, die es überall gibt, so gewinnt auch das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste Interesse. Und wenn man seine Arbeit unter diesem Gesichtspunkt betrachten lernt, sieht man bald ein, daß man eine für die Gesellschaft schätzbare und wichtige Person ist, deren Arbeitsergebnis von Bedeutung ist.

Bei Candee & Co. trafen wir eine junge Kontoristin schwedischer Abstammung. Eine muntre, liebenswürdige, gemütliche Person, zwang sie uns fast, mit ihr zum supper

nach Hause zu gehen. Sie verstand schwedisch, sprach es aber nur mäßig. Die Schweden der zweiten Generation sprechen ein spaßhaftes Schwedisch. Unter anderm sagen sie immer „du", was so gut und freundlich klingt und die Verwandtschaft noch mehr hervorhebt. Von den Eltern, lieben, prächtigen Wermländern, wurden wir wie alte Freunde aufgenommen. Der Vater war Gießer, eine Schwester Helferin bei einem Zahnarzt. Die Familie bewohnte weit draußen ein Landhaus mit fünf Zimmern, Küche und Bad. Alles war hübsch, sauber und gemütlich. Voller Wehmut und Scham zieht man seine Vergleiche in Erinnerung daran, wie die Mehrzahl unsrer Volksgenossen wohnt. Werden wir jemals so weit kommen, daß jede Familie in unserm ganzen Lande eine völlig menschenwürdige Wohnung hat? Auf alle Fälle ist es ein Ziel, das wir erstreben müssen. Aber dazu müssen alle helfen; denn bei der jetzigen Arbeitsunsicherheit und den jetzigen hohen Preisen geht es damit allzu langsam, und die Wirkung bleibt allzu bescheiden. Früher, als die Bauverhältnisse besser waren, nutzte man sie nicht aus, vermutlich weil man die Wichtigkeit guter Wohnungen nicht einsah. Jetzt, wo die Einsicht da ist, ist es infolge der unsinnigen Preise nicht möglich zu bauen.

Unsre schwedischen Freunde in New Haven bildeten keine Ausnahme. In der Regel haben es alle amerikanischen Arbeiter ebenso gut wie sie. Die Schweden drüben sind jedoch gewöhnlich sparsame Leute und gehören deshalb

zu dem besten und wohlhabendsten Teil der Arbeiterklasse. Es war auch erhebend, überall wohin man kam, sie anerkennen und rühmen zu hören.

* *
*

Eigentümlicherweise fanden wir nur einen großen industriellen Betrieb, der für seine Arbeiter Wohnungen gebaut hatte. Auf meine Fragen wurde immer geantwortet, es sei für Arbeiter und Arbeitgeber besser, voneinander unabhängig zu sein; denn wenn sie sich aus irgendeinem Grund trennen wollen, macht die Wohnungsfrage die Verhältnisse nur noch verwickelter.

Natürlich gibt es in Amerika viele Unternehmen, die Wohnungen gebaut haben; aber wir fanden wie gesagt nicht mehr als eins.

Der Betrieb, den ich meine, war die New York Shipbuilding Corporation, „die größte Schiffswerft der Welt", in Camden bei Philadelphia. Während des Kriegs hatte sie sich so schnell entwickelt, daß es notwendig wurde, für alle neueingestellten Arbeiter Wohnungen zu beschaffen. In unglaublich kurzer Zeit wurde eine ganze Stadt hervorgezaubert. Sie heißt Yorkship Village. Es gibt dort Häuser mancher Art, größere und kleinere. Jedes Haus steht auf einem Grundstück, das auch für einen kleinen Garten Raum gewährt, und jede Familie hat mehrere Zimmer und Bad. Anders als in den meisten amerikanischen Städten verliefen die Straßen in mehr

als zwei Richtungen, die sich rechtwinklig schneiden. Der Straßenplan wies nämlich auch diagonale und bogenförmige Straßenzüge auf. In kurzen Abständen sind Kinderspielplätze angelegt, und am einen Ende ist ein großer Sportplatz. Wir besichtigten einige Häuser. Wenn man sieht, wieviel Raum jede Familie hat, schämt man sich beim Gedanken daran, daß wir soweit zurück sind, und man erkennt, daß wir uns zur selben Höhe emporkämpfen müssen.

New York Shipbuilding Corporation hat ein großes Industrial Service Department, das viel zum Besten der Arbeiter tut. Nur Krankenpflegerinnen sind darin tätig. Wir erhielten von den Verhältnissen in diesem Betrieb nicht denselben angenehmen Eindruck wie von denen in vielen andern, aber das kam teilweise daher, daß er zu groß war. Ich glaube, in der Kriegszeit waren dort 20000 Personen beschäftigt. Auf dem Gebiet, das wir besonders studierten, der Tätigkeit gebildeter Frauen in Betrieben, gab es hier nichts zu lernen.

* *
*

Ein andrer Betrieb, in dem, von Krankenpflegerinnen abgesehen, auch keine gebildeten Frauen angestellt waren, wo es aber doch viel zu lernen gab, war die Verlagshandlung Doubleday, Page & Co. Sie beschäftigt etwa 1000 Personen und besteht seit 20 Jahren. Die ersten zehn Jahre arbeitete die Firma im eignen Hause oder

besser gesagt in eignen Häusern in New York selbst. Sie entwickelte sich aber rasch und brauchte immer mehr Raum. Es war unmöglich, neben den alten Häusern neue Bauplätze zu erwerben, und schließlich arbeitete die Firma an einem Dutzend verschiedenen Stellen in der Stadt, was natürlich unbequem und teuer war. Nachdem die Firma am 1. Januar 1910 ihr zehnjähriges Jubiläum gefeiert hatte, überlegten die beiden Besitzer, wie der Betrieb in Zukunft am besten einzurichten sei. Sie wünschten den ganzen Betrieb unter ein Dach zu bringen und genügend Raum, Sonne, Licht und Luft zu gewinnen. Da diese wichtigen Dinge in den großen Städten unendlich hoch im Preis stehen, auf dem Lande draußen aber für billiges Geld zu haben sind, beschlossen sie, ein geeignetes Gelände vor den Toren New Yorks zu suchen.

In der Garden City auf Long Island fanden sie bald einen geeigneten Bauplatz. Vierzig Minuten Eisenbahnfahrt ist dieser Platz vom Herzen New Yorks entfernt. Erst am 1. Juni 1910 begann die eigentliche Bauarbeit, und in der amerikanisch kurzen Zeit von 94 Arbeitstagen war alles fertig, und das Drucken konnte beginnen.

Das Ganze hatte die Hälfte von dem gekostet, was in New York daraufgegangen wäre, und dazu kamen die Vorteile: größerer Raum, Tageslicht an Stelle von elektrischem, die Möglichkeit der Erweiterung des Betriebs und nicht zum wenigsten eine schöne Umgebung.

Bis zur Tür auf der Rückseite des Gebäudes führt

ein Nebengleis der Eisenbahnlinie, was den Transport vereinfacht.

Nach mehreren andern Orten führten bereits elektrische Straßenbahnen; die Angestellten konnten sich also leicht Wohnungen beschaffen. Die Firma hat nie deshalb Schwierigkeiten gehabt, Leute zu finden, weil die Fabrik außerhalb der Stadt liegt. Im Gegenteil liefen nach dem Umzug mehr Stellengesuche ein als vorher.

Alles bis herab zum Falten, Versiegeln und Frankieren der Briefe wird mit Elektrizität betrieben. Die Firma hat ein eignes Post- und Telegraphenamt und versendet ihre Post in eignen Eisenbahnwagen. Dadurch wird Zeit gewonnen.

Jeden Tag werden etwa 20000 Bücher gedruckt und gebunden, und dazu kommen ebenfalls täglich 50000 Exemplare von fünf verschiedenen Zeitschriften. Die größte dieser Zeitschriften ist „The Country Life", weshalb die Druckerei auch The Country Life Preß heißt.

Die Herren Doubleday und Page wollen in ihrer Firma nichts haben, was nach „Welfare" aussieht, aber alle sollen sich glücklich und zufrieden fühlen. Der Name spielt ja eine kleinere Rolle, aber wohl ergibt sich ein gemeinsamer Vorteil, wenn die Arbeit in hellen, saubern, gemütlichen Räumen in schöner Umgebung vor sich gehen kann und wenn die Arbeiter eine ausgiebige, regelmäßige Entlohnung erhalten, durch kürzere Arbeitszeit Gelegenheit zu Ruhe und Entwicklung haben und wenn ihre

Gesundheit geschützt wird und eine gute Zahnpflege eingerichtet ist.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß bei besserem Geist und größerer Arbeitsfreude dieselbe Arbeit in kürzerer Zeit ausgeführt wird.

Einige der Schriftsteller, deren Bücher von Doubleday, Page & Co. verlegt werden, sind Selma Lagerlöf, Rudyard Kipling und die bekannte Romanschriftstellerin Gene Stratton-Porter.

Was ich bisher beschrieben habe, sind nur die trocknen, praktischen Seiten eines gut organisierten Geschäfts. Nun komme ich zu dem, was mir vielleicht mehr imponierte als alles, was ich sonst in Amerika gesehen habe.

Das große, drei Stock hohe Gebäude, hinter dessen Mauern tausend Personen arbeiteten und unzählige Maschinen surrten, war in einem schloßähnlichen Stil errichtet. Es war umgeben von einem Park mit hohen Bäumen, und aus dem ziemlich großen Grundstück, das zu dem Betriebe gehörte, hatten die Gartenkünstler ein Märchenland gemacht. Selten habe ich etwas Schöneres gesehen. Zeitig im Frühjahr bis in den Spätherbst hinein stehen in allen Jahreszeiten die schönsten Blumen, in herrlichen Gruppen geordnet, im prächtigsten Flor. Auf dem Hofe blinken von Blumen eingefaßte Wasserbecken. Laue Winde weben in tropischen Bäumen und Gebüschen. Köstliche Rasenflächen mit schattigen Bäumen bieten liebliche Ruheplätze. Ferner gibt es ein paar Tennisspielplätze,

und in weiterer Entfernung Obst- und Gemüsegärten. Das Gebäude selbst verschwindet zu einem großen Teil hinter Kletterpflanzen, so daß man öfter nur die Fenster sieht. Aber diese sind zahlreich und groß, und man hat von ihnen die schönste Aussicht. Wohin man schaut, blickt man ins Grüne, das auf Augen und Nerven beruhigend wirkt.

Beim Anblick all dieser Schönheit, die vielen das Leben versüßt und die Arbeit leichter macht, fühlt man, daß die Menschheit wirklich Fortschritte gemacht hat. Wenn etwas erzieherisch wirkt, so die Schönheit in ihren Formen.

Bisher ist leider die Schönheit in Kunst und Kultur hauptsächlich einer Minderheit vorbehalten gewesen. Jetzt hat man einzusehen angefangen, daß sie allen zugänglich sein muß. Wir sind so weit gekommen, daß wir öffentliche Plätze und Gebäude mit Kunstwerken schmücken und unsre Stadtparke schön anlegen.

Aber in einem Betrieb, in einer Fabrik, einer Druckerei kann es so häßlich sein wie nur möglich. Wer die Mittel dazu hat, arbeitet daran, sein eignes Heim zu schmücken und seinen eignen Garten zu einem kleinen Wunderwerk zu machen, und während man von dieser Arbeit ausruht, seufzt man darüber, daß die Zeiten schlecht und die Menschen roh sind.

Bedauernswert sind die, die in einer schmutzigen, häßlichen Fabrik arbeiten, die eine Schande für die Gegend

7*

ist, in der sie steht. Weshalb können Architekten nicht ebensogut eine schöne Fabrik bauen wie eine häßliche, und weshalb weiß der Besitzer einer Fabrik nicht eine schöne Lage für sie zu finden, weshalb sucht er nicht die Umgebung zu pflegen und angenehm zu machen?

Bisher haben wir nicht Einspruch erhoben, wenn wir häßliche Fabriken sahen. Aber wir wissen, daß die öffentliche Meinung Wunder wirken kann. Die Fabrikanlagen der Zukunft müssen zu Zierden werden! Kommt nicht mit dem Einwand, daß wir arm sind, daß wir nicht die Mittel haben! Das praktische Amerika lehrt uns, daß es sich bezahlt macht.

Fünftes Kapitel.

Niagara's scenic and industrial wonders.

Am 31. Mai verließen wir New York und fuhren zum Niagarafall. Man hatte uns empfohlen, in Buffalo Station zu machen; glücklicherweise trafen wir aber dort auf dem Bahnhof ein paar Schweden, die uns rieten, bis zu der kleinen Stadt Niagara Falls zu fahren und im Prospect House abzusteigen; das Hotel biete in jeder Beziehung Vorteile. Buffalo ist eine große, unruhige Stadt, Niagara Falls fast ein kleines ländliches Idyll. Man hat nur einen Weg von fünf Minuten bis zum Herrlichsten, das man sich denken kann. Wie oft geschieht es nicht, daß man sich enttäuscht fühlt angesichts einer Landschaft, deren Lob man in allen Tonarten hat singen hören. Aber der Niagara übertrifft seinen Ruf!

Ich will keine Beschreibung zu geben versuchen; ich weiß, sie würde mir nicht gelingen. Es waren gewaltige Wassermassen in einem mächtigen, brausenden Strom.

Meine Begleiterin bedauerte, daß sie die Fälle erst zu sehen bekam, nachdem es den Menschen gelungen war,

ihre Ausdehnung etwas zu vermindern; denn jetzt leiten Kraftwerke ein Zehntel der Wassermasse durch einen unterirdischen Tunnel ab. Ich selbst bedauerte, daß ich nicht vor 36000 Jahren hatte dort sein können, als der Fall eine kleine Strecke weiter talabwärts lag, an einer Stelle, wo das Flußbett ganz schmal ist. Dort muß er eine Wildheit ohnegleichen gehabt haben, wenn die gewaltige Wassermenge sich in die schmale Rinne hinabstürzte. Das Wasser trägt den darunterliegenden Felsgrund ab, und der Fall wandert daher langsam stromaufwärts. Wo er jetzt hinabstürzt, ist das Bett breit. Durch eine Insel wird der Fall in zwei Teile von zusammen 1080 Meter Breite gespalten. Die Höhe beträgt 50 Meter. Man wird ganz hingerissen von seiner Schönheit und Kraft. Man will ihn von allen Seiten sehen und wird des Schauens nicht müde.

Für die Touristen ist ganz ausgezeichnet gesorgt. Mit dem Auto kann man an den Ufern stromaufwärts und stromabwärts fahren. Man sieht, wie die Geschwindigkeit der Strömung gerade oberhalb des Falls sich zu einer wilden Stromschnelle steigert und wie das Wasser unterhalb des Falls etwas ruhiger fließt, bis es in die schmale Talfurche hineingepreßt wird, wo es brodelt und kocht wie in einem Topf. Dann breitet sich der Strom wieder aus und fließt in majestätischer Ruhe dahin. Wenn man auch nur einige Tage zur Verfügung hat, kann man doch dank dem Auto den Fall von der amerikanischen und

der kanadischen Seite und von allen schönen Aussichtspunkten aus betrachten.

Natürlich machten wir auch die kleine obligate Bootfahrt gleich unterhalb des Falls. Das Boot steuert so nahe heran als möglich. Es ist ein imponierender Anblick, den Fall fast von unten zu sehen, aber Schaum und Sprühregen hindern uns, Einzelheiten zu erkennen.

Schließlich stiegen wir in die „Windhöhle" hinab, hinter einem Teil des Falls. Die Wassermasse beschreibt hier einen Bogen, und daher kann man zwischen dem brausenden Wassersturz und der Felswand hineingelangen. Ein orkanähnlicher Luftzug macht sich hier geltend, und man glaubt beinahe ersticken zu müssen. Von allen Seiten sprüht es. Es ist wunderbar, buchstäblich gerade unter dem Fall zu stehen und das Wasser herabstürzen zu sehen.

Die Reisehandbücher warnen nervöse Damen vor diesem Gang. Man muß sich einen Anzug aus Baumwollflanell und einen Öltuchmantel zu leihen nehmen; denn man geht förmlich durch Wasser.

Zuweilen sieht man Sonnen- und Mondstrahlen sich in den Wassertropfen brechen und die wunderbarsten Lichteffekte hervorbringen. Wir bekamen weder den geschlossenen, kreisrunden Regenbogen noch den sogenannten Lunar bow, den halbmondförmigen Bogen zu Gesicht.

Die nächste Umgebung des Falls ist zu einem herrlichen Park ausgestaltet. Das Kraftwerk liegt beträchtlich weiter oben und stört die Naturschönheit nur insofern, als es, wie gesagt, einen Teil der Wassermasse ableitet. Eine breite Brücke führt nach der Insel Goat Island, die den Fall teilt; dort gibt es viele entzückende Aussichtspunkte. Wir blieben drei Tage in Niagara Falls und genossen das erhabene Schauspiel.

* *
*

Aber wir hatten in diesen Tagen nicht nur Gelegenheit, die Schönheit der Natur zu bewundern, wir bekamen auch ein paar Fabriken zu sehen, in denen wir viel lernen konnten.

„The Home of Shredded Wheat" ist eine Fabrik, die eine Art Weizenbrot verfertigt. Die Weizenkörner werden in Dampf gekocht und dann so behandelt, daß der Teig zu feinen Fäden auseinandergezogen wird, die in endlose Schichten übereinandergelegt werden. Das Ganze wird zu Brot geformt und in großen Öfen gebacken. Die Brote sind trocken wie Keks oder Zwiebäcke. Man zerkrümelt sie und ißt sie mit irgendeiner Frucht und mit Milch oder Sahne. Das ist in Amerika ein beliebtes Frühstücksgericht. Die Anzeigen versichern, zwei solche Brote genügten für eine Portion, aber sie waren so nahrhaft, daß ich für meinen Teil den ganzen Tag satt war, wenn ich ein halbes Brot zum Frühstück gegessen hatte.

Die Fabrik lag im Park am Niagara River, gerade da, wo die Stromschnellen oberhalb des Falls beginnen. Ich kann nicht behaupten, daß sie ein architektonisch schönes Gebäude war, aber mit ihren vielen Fenstern und flaggengeschmückten Türmen und ihrer großen Dachterrasse sah sie aus wie ein Sommerrestaurant. Auf alle Fälle störte sie die Naturschönheit nicht mehr als irgendein andres Haus.

In den Anzeigen des „Home of Shredded Wheat" spielt seine herrliche Lage eine große Rolle. Baedeker und andre Reisehandbücher empfehlen den Besuch der Fabrik, und diese gibt selber Bücher heraus, in denen „Niagara's scenic and industrial wonders" abwechselnd beschrieben werden. Natürlich gingen auch wir hin und besichtigten die Fabrik zusammen mit etwa zwanzig andern Touristen. Sie war wirklich einen Besuch wert. Man bekam, wie gewöhnlich, die ganze Fabrikation zu sehen: wie der Weizen gereinigt, in Dampf gekocht und behandelt wird, bis er backfertig ist, und wie die Brote dann, je zwölf zusammen, in Schachteln gelegt werden. Zwei Millionen solche Brote werden täglich gebacken.

Die Firma hat eine eigne Druckerei und Kartonnagenfabrik in ihrem Betrieb. Siebenhundert Personen werden beschäftigt. Alles war so reinlich und sauber, daß es eine Freude war es zu sehen. In den gemütlichen Speisesälen wird allen Arbeiterinnen Mittagessen kostenlos gereicht, den Männern für ein ganz geringes Entgelt. Nach

dem Mittagessen können sie in einem dazu bestimmten großen Raum ausruhen. In bequemen Stühlen lesen sie Bücher und Zeitschriften, die gehalten werden. Im Winter gibt es zweimal in der Woche nach dem Mittagessen Tanz in dem großen, schönen Versammlungssaal, der tausend Personen faßt. Er wird auch oft zu Abendunterhaltungen benutzt. Es werden da Vorträge gehalten und Feste aller Art gefeiert. Große Bälle, Theatervorstellungen und Konzerte lösen einander ab.

Bade- und Duschräume fehlen nicht. Für ärztliche Aufsicht und Zahnpflege, für Haar-, Gesichts- und Fußbehandlung ist gesorgt. Eine factory mother ist immer zur Hand, die Arbeiterinnen zu beraten und ihnen zu helfen. Kurse verschiedener Art werden kostenlos geboten. Die Arbeiter werden ermuntert, Fabrikaktien zu kaufen, und sie besitzen jetzt ein Drittel des Aktienkapitals.

Nachdem wir die Fabrik besichtigt hatten, fragten wir nach der Person, die das Welfare Department leitete. Man wies uns an einen feinen sympathischen Mann, der für seine Arbeit ganz begeistert war. Er stand seit zwanzig Jahren im Dienst der Firma und kannte alle seine Schützlinge. Als wir fragten, wie die Firma soviel tun könne, lachte er und gab uns die übliche Antwort: „It pays", „es macht sich bezahlt". Er begründete seine Behauptung rein praktisch und erzählte, ehe sie mit ihrem Mutual Benefit Department, wie er es gern nannte, be-

gonnen hätten, sei vieles fehlerhaft ausgeführt worden und habe deshalb abgeschafft werden müssen. Nach Ausweis der Statistik wurden die meisten Fehler zwischen 1 und 3 Uhr nachmittags gemacht, wenn die Arbeiter müde von einem vielleicht ungeeigneten Mittagessen zurückgekehrt waren, nachdem sie oft einen langen, beschwerlichen Weg zurückgelegt hatten. Seitdem hier Wandel geschaffen wurde und die Arbeiter ein bekömmliches Mittagessen und eine wohltuende Ruhepause in der Fabrik genießen, sind die Fehler auf die Hälfte zurückgegangen. Das bedeutet eine große Gelderspарnis.

Da es allen so gut geht, hat sich auch der Arbeiterwechsel auf das geringstmögliche Maß beschränkt, was gleichfalls einen Geldgewinn bedeutet.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß die Arbeit besser von der Hand geht, wenn man fühlt, daß man überall Wohlwollen begegnet und daß alles getan wird, das Leben angenehm zu machen. Man versucht sich auch auf gleicher Höhe mit seiner Umgebung zu halten, und wenn diese fein, sauber, gut und schön ist, wird man davon beeinflußt.

Es ist ein sympathischer und praktischer Zug im Großtun der Amerikaner, daß sie ihre ausgezeichneten Einrichtungen der ganzen Welt zeigen wollen. Ich wünschte, alle unsre industriellen Betriebe wären so, daß ihre Besitzer mit berechtigtem Stolz und Freude sie so vielen als möglich zeigen wollten.

In Buffalo, der großen Stadt bei Niagara Falls, gibt es auch ein Unternehmen, das im Baedeker unter den Sehenswürdigkeiten genannt wird. Es ist die große Fabrik von Larkin Co., die hauptsächlich Seife herstellt, aber auch Konserven, Parfüms, Bonbons, Kleider und sonst alle möglichen Dinge. In demselben Haus befindet sich ein großes Verkaufslokal. Wenn man für eine gewisse Summe kauft, kann man dazu ohne weitere Kosten Waren im Werte von 50 Prozent des Einkaufs entnehmen. Mit andern Worten: man verkauft im einzelnen ebenso billig wie sonst an Wiederverkäufer. Den größten Teil der Geschäfte macht die Firma durch den Postversand; es geschieht dies im amerikanischen Riesenmaßstab. In Buffalo beschäftigt Larkin Co. 2500 Frauen und 2000 Männer, und die Firma hat auch in andern Städten Zweiggeschäfte.

Zusammen mit einer Anzahl Touristen besichtigten wir die sauber gehaltenen Fabriken, in denen viel Interessantes zu sehen war. Dann besuchten wir das Welfare Department, wo die Arbeit anders geordnet war als anderwärts. Die Y. W. C. A., wie die Young Women Christian Association kurz bezeichnet wird, sorgte für die Arbeiterinnen, und das meiste, was getan wurde, geschah auf ihre eigne Initiative und teilweise auf ihre eignen Kosten. Die Gesellschaft deckte die größten Ausgaben. Außer dem üblichen billigen Mittagessen, ärztlicher Aufsicht, Erholungsraum, Bad und vielem andern will ich besonders ein paar Dinge

erwähnen. Eine kleine Anzahl Mädchen, die ihr Elternhaus nicht in der Stadt hatten, konnten in einem billigen Hotel wohnen, das der Gesellschaft gehört. Jeder, der vom Personal in der Stadt einen Kursus mitmachen wollte, durfte das auf Kosten der Gesellschaft tun. Nur zwei Bedingungen mußten erfüllt werden: mindestens 90 Prozent der Vorlesungen mußten besucht werden, und die Zeugnisse mußten eine gewisse Ziffer erreichen, die nicht gerade hoch bemessen war, aber bewies, daß der Schüler den Unterricht ausgenutzt hatte.

Wer sich für Lesen und Bücher interessierte, durfte ein Buch, das er zweimal gelesen hatte und von dessen Inhalt er einen klaren und geordneten Auszug geben konnte, für sich behalten. Der Auszug brauchte in sprachlicher Hinsicht nicht besonders schön zu sein, sollte aber zeigen, daß man das Buch verstanden hatte. Einige Mädchen hatten sich auf diese Weise eine Bibliothek von zweihundert Bänden verschafft.

Ein junges Mitglied der Y. W. C. A. führte uns. Sie berichtete alles mit der üblichen hinreißenden Begeisterung. Gewiß kostet das alles der Gesellschaft jährlich große Summen, aber „es macht sich bezahlt". Sie fragte, ob wir ihr Erholungs- und Ferienheim sehen wollten, und dann fuhr sie uns im Auto eine knappe Stunde Wegs aufs Land hinaus. Sie war ein ausgezeichneter Chauffeur, und doch sprach und berichtete sie die ganze Zeit. Das Erholungsheim lag in entzückender Umgebung am Ufer

des Eriesees. Man konnte glauben, sich am Meer zu befinden, da man nichts andres als Wasser vor sich sah. In der Ferne entdeckte man auf derselben Seite des Sees Buffalo mit allen seinen Fabrikschornsteinen und seinem Steinkohlenrauch. Aber hier draußen auf dem Lande war die Luft vollkommen klar.

Das Heim selbst bestand aus zwei großen schönen Villen mit vielen Zimmern und mehreren Baderäumen, einem Gebäude mit Küche und Speisesaal und aus sechzehn großen, hübschen Zelten mit Holzdiele und Platz für vier Betten. Die eine Villa und acht Zelte waren für die Männer, die andern für die Mädchen bestimmt. Küche und Speisesaal waren gemeinsam.

Hier draußen kann das ganze Personal der Reihe nach für billigen Preis die Ferien und die Zeit der Rekonvaleszenz verbringen. Auch an Sonnabenden und Sonntagen kann man kommen, soweit der Platz reicht. Das Heim ist das ganze Jahr geöffnet und stiftet unberechenbaren Nutzen. Das Heim der Mädchen wurde von einer sehr gemütlichen lieben Frau geleitet.

Dieses Heim auf dem Lande machte ganz den Eindruck, als gehöre es einer wohlhabenden Familie, die gern viel Gäste bei sich sieht. Alles war häuslich gemütlich, und nichts sah nach einer Fabrikeinrichtung aus.

Die ganze Arbeit zum Besten des Personals wirkte auch, trotz der großen Menge Menschen, vollkommen patriarchalisch. In mehreren der Anlagen, die wir be-

suchten, hatte man das Gefühl, in einer großen Familie zu sein, in der sich alle freundlich gesinnt waren und in der alle für dasselbe Ziel arbeiteten.

Die Y. W. C. A. bildet einen Teil ihrer Mitglieder gerade für die Art Arbeit aus, die sie bei Larkin Co. leistete. Was sie von den übrigen Welfare workers unterschied, war, daß sie ebensowohl beim Personal wie beim Arbeitgeber angestellt oder im Dienst waren.

Sechstes Kapitel.

In Chikago.

Vom Niagara fuhren wir nach Chikago. Wir kamen dorthin in einer sehr interessanten Zeit, als gerade der republikanische Konvent zusammentrat, um seinen Präsidentschaftskandidaten zu wählen. Aus allen Teilen der Vereinigten Staaten waren Menschen nach Chikago geströmt, um bei dem geschichtlich bedeutsamen Ereignis zugegen zu sein.

Einige Wochen später trat der demokratische Konvent in San Franzisko zusammen, um seinen Kandidaten zu wählen. Die republikanische Partei wählte Harding, die demokratische Cox, beide aus dem Staat Ohio. Die Präsidentenwahl selber erfolgt im November.

Ich fragte viele, Amerikaner und Schwedischamerikaner, nach dem Unterschied zwischen den Parteien; immer erhielt ich dieselbe Antwort: „There is practically no difference at all", „Eigentlich gibt es gar keinen Unterschied". Ich hatte den Eindruck, für den Wunsch der Republikaner, einen demokratischen Präsidenten loszuwerden, sei der Grund der, daß Wilson, der gegen-

wärtige Präsident, sich sofort nach seiner Wiederwahl in den Krieg mischte, obwohl er zum Dank dafür, daß er Amerika außerhalb des Kriegs gehalten, gewählt worden war. Außerdem schwärmen die Demokraten für den Völkerbund, was die Republikaner nicht tun.

Der Krieg ist nicht mehr populär, und man hörte selten davon sprechen. Das Volk erkennt, daß die ideellen Ziele, für die es zu kämpfen glaubte, Bluff waren. Der Haß gegen Deutschland schien schon jetzt nicht mehr vorhanden oder wenigstens sehr schwach zu sein.

Die republikanische Partei hatte auf ihrer Kandidatenliste viele Namen, von denen der Hardings einer der schwächsten war. Hiram Johnson war ohne Zweifel der, den die breiten Massen am meisten wünschten. Auch Lowden, der Gouverneur von Illinois und Schwiegersohn des bekannten Eisenbahnkönigs Pullman, und General Wood, Roosevelts alter Freund, hatten gute Aussichten. Aber merkwürdige Kräfte sind bei einer solchen Gelegenheit in Bewegung, und viele von ihnen vertragen nicht das Tageslicht. Der Zufall, oder wie man es nennen will, spielt auch eine Rolle. Man einigt sich oft in letzter Stunde auf einen Namen, an den vorher kaum jemand gedacht hat. Wenn ein solches „dark horse" aufgestellt wird, wird auf den Wunsch der Mehrheit keine Rücksicht genommen. Weder das Volk noch Berufspolitiker oder Geld haben dann die Wahl entschieden. Harding war ein solches „dark horse".

In Chikago herrschte während der Konventtage ein unglaubliches Leben. Die Straßen waren mit Tausenden von Fahnen und Wimpeln geschmückt und voller Volk. Die verschiedenen Präsidentschaftskandidaten hatten ihre Hauptquartiere in der Michigan Avenue und zeigten sich dort der Allgemeinheit. Jeder, der wollte, konnte ihnen die Hand drücken. Man behauptete, Gouverneur Lowden habe im Laufe einer Stunde tausend Menschen die Hand gedrückt.

Es gelang uns, zu einer Sitzung des Konvents Eintrittskarten zu erhalten. In einem Riesenlokal versammelten sich die Abgeordneten der verschiedenen Staaten, umgeben von 13000 Zuhörern. Orchestermusik leitete die Versammlung ein. Der Dirigent war ein kleiner Junge von etwa 14 Jahren. Dann sang die Versammlung einstimmig das „Sternenbanner“ und andre Lieder. Hierauf erhob sich der Vorsitzende, Senator Lodge, und sprach einige Gebete, zuletzt das Vaterunser, das alle Anwesenden mitmurmelten. Das war schön! Dann aber gab es wieder Gesang und Musik und einige Reden, die für uns schwer zu hören und zu verstehen waren, die aber darauf ausgingen, die Versammlung zum Lachen zu bringen. Die ganze Sitzung wirkte wie eine Veranstaltung für Kinder, die unterhalten werden sollten. Es fehlte die Würde, und man merkte daran mehr als an irgend etwas anderm, daß man in ein sehr junges Land gekommen war.

In einem Lokal der Michigan Avenue hatte auch

de Valera, der Präsident der irischen Republik, sein Hauptquartier. Als wir eines Abends umherstreiften, folgten wir dem Strom, gelangten dorthin und durften mit tausend andern dem Präsidenten die Hand drücken.

Eines Tags wurde in den Straßen für die Freiheit Irlands demonstriert. Man begegnete Prozessionen festlich gekleideter Menschen, die die irische Fahne trugen. Es ist merkwürdig, daß sich ein während des Kriegs mit England verbündeter Staat jetzt offen eine Handlung erlaubt, die beinahe als feindlich anzusehen ist. Aber Amerika ist offenbar das Land der Freiheit, wenn man nach diesem Beispiel urteilen darf.

Chikago ist teilweise eine schmucke Stadt, die viele gut gehaltene Parkanlagen mit schönen Statuen hat. Die meisten Völker, die hier zusammengeströmt sind, werden durch einen ihrer großen Männer repräsentiert. Die Schweden von Linné. Goethe hat trotz allem während des Kriegs ungestört auf seinem Sockel stehen dürfen. Das Ufer des Michigansees ist bezaubernd. Die Wolkenkratzer sind weder so hoch noch so zahlreich wie in New York. Aber es gibt zahlreiche schöne Häuser und breite Straßen, und das Viertel der Reichen schmücken stattliche, geschmackvolle Villen. Andre Stadtteile gehören aber zu den Schattenseiten, und tief beklagt man die unglücklichen Menschen, die dort wohnen müssen.

Das Schlimmste von allem sind in Chikago die entsetzlichen Schlachthäuser. Ich verzichte darauf, sie zu

beschreiben. Wir besichtigten das zweitgrößte von den fünf vorhandenen, das von Armour & Co. Gewiß wird nichts versäumt, um die Arbeitsverhältnisse so gut als möglich zu gestalten, und für die 12 500 armen Menschen, die dort arbeiten, waren ausgezeichnete Wohlfahrtseinrichtungen getroffen. Aber nichts kann die Unannehmlichkeiten aufwiegen, die mit solcher Arbeit verbunden sind. Das Schlimmste ist natürlich, die Leiden der armen Tiere zu sehen, die, trotzdem man sie angeblich auf das geringstmögliche Maß zu bringen versucht, doch immer zu einem großen Teil bestehen bleiben. Und dann der grauenhafte Geruch und die entsetzliche Häßlichkeit des Ganzen! Fünfzigtausend Menschen sind in Chikago mit dieser Arbeit in allen ihren verschiedenen Graden beschäftigt. Man wünscht, alle Menschen möchten Vegetarier werden können!

Die Stadt ist nicht so reinlich und sauber wie New York, und es ist schwieriger, sich zurechtzufinden.

Trotzdem uns die Stadt Chikago nicht gefiel, bewahren wir doch von den Tagen unsres Aufenthalts sehr angenehme Erinnerungen, dank den gastfreien und liebenswürdigen Amerikanern und Schweden, mit denen wir zusammenkamen. Einer schwedischen Dame will ich besonders gedenken, die zwar nicht mit einer bestimmten Industrie in Zusammenhang steht, aber doch zu der Gruppe von Frauen gehört, deren Gesellschaftsmütterlichkeit der Menschheit hilft, sich zu erhalten und fortzuschreiten.

Ich meine Frau Othelia Myhrman, die Besitzerin eines schwedischen Stellenvermittlungsbureaus. In Finspong geboren, lebt sie in Chikago seit 45 Jahren. Ihre Muttersprache spricht sie, als sei sie niemals außerhalb Schwedens gewesen, und ihre Liebe zu allem, was schwedisch ist, ist großartig. Durch ihr Vermittlungsbureau kommt sie mit allen Schweden und Schwedinnen in Berührung, die hierher geraten. Alle werden zu ihr gewiesen. Sie genießt das größte Ansehen auch bei den Amerikanern und steht mit den meisten Arbeitgebern in Verbindung. Sie kann daher ihre Kunden in den verschiedensten Fächern unterbringen, und nachdem sie sie eine Weile mit ihren freundlichen Augen betrachtet, ihren Bericht angehört und ihre Zeugnisse gesehen hat, weiß sie genau, wohin sie passen. Erst steht sie eine Weile nachdenklich und überlegt. Dann hebt sie den Kopf, nickt freundlich und sagt, die Sache sei in Ordnung. Unmögliches gibt es für solche Naturen wie die ihre nicht. Wird sie um Hilfe angegangen, so hilft sie. Es ist äußerst einfach. Ihr mangelt ganz und gar die dominierende Sicherheit, die so oft „prächtige Damen" auszeichnet.

Als ich sie fragte, wie sie ihre Tätigkeit hier angefangen habe, erzählte sie, vor rund 30 Jahren seien die Schweden sehr schlecht angeschrieben gewesen. Es war nicht der beste Teil des schwedischen Volkes, der hierher kam. Die Trunksucht florierte. „It's only a Swede", „nur ein Schwede", hieß es zu der Zeit. Frau Myhrman

bemühte sich, sie vom Trinken abzubringen. An einem Weihnachtsabend geschah es, daß ein junger Schwede in eine Wirtschaft kam. Zwei irische Polizisten wollten ihn zu einem „drink" einladen. Er verstand sie nicht, bekam Angst und lief davon. Sie verfolgten ihn und schossen ihn nieder. Er war „only a Swede"; es hatte also nichts auf sich. Aber das ertrug Frau Myhrman nicht. Zusammen mit einigen einflußreichen Schweden sammelte sie 10000 Dollar und nahm einen geschickten Anwalt. Die Sache kam vor Gericht. Die Polizisten wurden wegen Mordes angeklagt und verurteilt. Das Ansehen der Schweden stieg. Man konnte sie nicht nach Belieben straflos behandeln. Frau Myhrman wurde bald der Mittelpunkt der schwedischen Kolonie.

Ich fragte sie, wie viele Schweden jährlich durch ihr Kontor gehen. „Vielleicht zehntausend." Natürlich wenden sich nicht nur Stellungsuchende an sie. Alle, die Sorgen haben, finden den Weg zu ihr. Unglaublich viele Schweden haben dank ihren Bemühungen sich eine gute Zukunft gesichert, und viele hat sie vom Untergang gerettet. Sie hat ihr Teil dazu beigetragen, den schwedischen Namen so geachtet und geehrt zu machen, wie er jetzt ist. Sie wird von allen geliebt; denn ihr gutmütiger, milder Humor erhellt das Dasein ihrer Umgebung, und ihre alle umfassende Mutterliebe erwärmt.

Es ist eine Ehre für Schweden, daß wir sie zu den Unsern zählen dürfen. Vom König erhielt sie kürzlich

eine Auszeichnung, und bei deren Überreichung wurde sie von den schwedischen Amerikanern in Chikago lebhaft gefeiert.

Sie ist in Wahrheit jeder Anerkennung würdig und kann allen Frauen ein Vorbild sein.

Uns war sie ebenso behilflich wie allen andern. Wir sollten unsre Hotelzimmer nur zwei Tage behalten dürfen, weil sie dann wegen des großen Fremdenzustroms zum Konvent besetzt waren. Wir konnten kein Zimmer für weniger als 25 Dollar für den Tag erhalten, und obendrein mußten wir es für eine ganze Woche nehmen, trotzdem wir nach fünf Tagen abreisen wollten. Als Frau Myhrman das erfuhr, lud sie uns sofort ein, bei ihr zu sein. Es war das unvergleichlich gemütlichste „Hotel“, in dem wir während unsrer ganzen Reise wohnten.

Im schwedischen Klub trafen wir viele Landsleute, und sie begegneten uns mit der herzlichsten Freundlichkeit, weil wir aus der schwedischen Heimat kamen.

Mit den Schweden in Amerika hat es eine ganz merkwürdige Bewandtnis. Sie lieben Schweden, und die meisten erinnern sich ihrer Muttersprache, auch wenn sie fast ihr ganzes Leben in Amerika zugebracht haben; aber sie sind doch vor allem andern amerikanische Bürger. Sie werden in den U. S. A. als eine besonders gute Art von Amerikanern geschätzt. Was sie zu guten Mitbürgern macht, ist ihre angeborene Loyalität, ihr Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit. Vielleicht verletzt es uns

Schweden, daß im Herzen der schwedischen Amerikaner Amerika Schweden vorangeht, und man ist verwundert über gewisse politische Gesichtspunkte. Aber man muß sie nach den Verhältnissen beurteilen, unter denen diese Schweden leben. Die sich eine Stellung errungen haben, haben unglaublich gearbeitet. Aus praktischen Gründen haben sie sich vor allem auf das Amerikanische einstellen müssen. Sie sind beeinflußt worden von der unglaublich energischen Arbeit, mit der in diesem Lande die Amerikanisierung jedes Einwanderers betrieben wird. Unsre Brüder haben davon auch ihr Gepräge erhalten und sind jetzt mehr Amerikaner als Schweden. Im tiefsten Innern ihres Wesens haben sie aber doch den schwedischen Charakter bewahrt. Er ist zu waschecht, um in einer oder in ein paar Generationen zu verschwinden, und immer sehnen sie sich „nach Hause nach den grünen Wäldern, den blauen Seen und den roten Hütten".

Im schwedischen Klub hatte ich Gelegenheit, etwa einem Dutzend Damen von der entsetzlichen Not zu berichten, die in vielen europäischen Ländern herrscht, und wieviel Schweden getan hat, um zu lindern und zu helfen. Sie hatten bisher nicht geahnt, daß es so schlimm war, als sie jetzt hörten, und sie wurden daher sehr gerührt und faßten Interesse. Eine Ortsgruppe der schwedischen Kinderhilfe wurde gebildet, und sie versprachen, unsre Arbeit zu unterstützen. Zur Vorsitzenden wurde Frau Myhrman gewählt, zur Ehrenvorsitzenden Frau Thyra

Peterson. Sie ist die Gattin des Herrn Charles S. Peterson, den alle schwedischen Amerikaner kennen und schätzen. Seine Laufbahn ist ganz wunderbar. Vor dreißig Jahren kam er als ein armer Bursche aus Wermland nach Amerika, jetzt ist er Besitzer einer der größten Druckereien der Welt. Die Macht und der Einfluß, die ihm sein Reichtum verschaffen, verwendet er, um zu helfen und zu unterstützen. „Er ist der erste unter uns," äußerte über ihn ein schwedischer Amerikaner, „denn er ist aller Diener." Das ist das schönste Zeugnis, das jemand ausgestellt werden kann.

Bei unsrer Zusammenkunft im schwedischen Klub stifteten die Amerikaner für die Kinderhilfe sofort eintausend Dollar, und nach der herzlichen Wärme zu urteilen, mit der sie sich vom ersten Augenblick an der Sache annahmen, werden sie sicherlich sehr tätig sein. In erster Linie war es ihre Menschenliebe, die ihre Hilfsbereitschaft diktierte; ich hatte aber das Gefühl, daß sie sich auch freuten, gemeinsam mit der alten Heimat zu arbeiten. Ich will hoffen, daß sie immer Freude an der Arbeit haben, die wir zusammen begannen, und daß diese zu großen, guten Ergebnissen führt.

* *
*

Die Telephongesellschaft in Chikago beschäftigt 8000 Mädchen. Mehrere gebildete Frauen sind angestellt, um für deren Gedeihen und Weiterbildung zu sorgen.

Es war erfreulich, hier, wie anderwärts in Amerika, zu hören und zu sehen, wie sie sich für ihre Arbeit interessierten. Daß die Mädchen die freundliche, mütterliche Fürsorge zu schätzen wußten, deren Gegenstand sie sind, war unschwer zu bemerken.

* * *

In Chikago besuchten wir ein Settlement, das in ganz Amerika ebenso bekannt ist wie das in der Henry Street in New York. Es heißt Hull House; seine Stifterin und leitende Kraft ist Miß Jane Addams. Ich will nicht durch eine Beschreibung ermüden, die in vielem eine Wiederholung dessen sein müßte, was ich vom Henry Street Settlement erzählt habe. Nur einige Worte über die Stifterin.

Jane Addams, von der Präsident Roosevelt gesagt haben soll: „She is the ablest man in America“ (sie ist der tüchtigste Mann in Amerika), ist eine Frau, der man mit Ehrfurcht naht und von der man tiefe Eindrücke empfängt. Sie ist fein gebildet und tief religiös. Ihr Vermögen und ihre Bequemlichkeit hat sie geopfert, um die Armut, die Sünde, das Verbrechen unter ihren Mitmenschen zu bekämpfen. Ihr Arbeitsgebiet wählte sie in dem schlimmsten Teil von Chikago, wo die Not unter den Einwandrern groß war. Mehr als dreißig Jahre hat sie dort Tausenden ihre niemals versiegende Mutterliebe bezeugt. Zur Zeit kommen jede Woche gegen neuntausend

Menschen nach Hull House, um Unterricht, Freude, Behagen, Hilfe und Rat zu erhalten.

Natürlich hat Miß Addams viele Gehilfen, aber stets ist sie es, die mit ihrem organisatorischen Geschick und ihrem warmen Interesse das Ganze aufrechterhält.

Ihre große Menschenliebe läßt sie alles verabscheuen, was den Kindern der Erde Leiden bringt, und der Krieg ist ihr daher ein Greuel. Mit warmem Eifer hat sie die Verbreitung der Friedensideen gefördert, und in allen Ländern ist ihre lebhafte Teilnahme an Friedenskongressen und Friedensarbeit bekannt.

Man wird begreifen, wie entsetzlich sie unter dem großen Weltkrieg leiden mußte, besonders als ihr geliebtes Land in ihn hineingezogen wurde. Man erzählte, daß sie protestiert und Unannehmlichkeiten gehabt hat. Aber sie war zu bekannt und wurde von der ganzen zivilisierten Welt zu hoch geschätzt, als daß man gewagt hätte, auch sie einer Verfolgung auszusetzen, wie sie viele andre erdulden mußten, als sie der Ansicht zu widersprechen wagten, die mit der Macht der Hypnose dem Volke aufgezwungen worden war. Für sie muß es mehr als für die meisten andern ein namenloser Schmerz gewesen sein, erst ihre große Arbeit für den Frieden völlig vernichtet zu sehen und dann bei unverblendetem Urteil und klarem Blick zu erkennen, wie ihr Land in einen unnötigen Krieg gestürzt wurde. Schon jetzt schließen sich viele ihrer Auffassung an. Damals stand sie fast allein. Aber sie ist

mutig und stark und hat in ihrer anscheinend aussichtslosen Arbeit für den Frieden nicht nachgelassen. Der Tag kann kommen, an dem die Samenkörner, die jetzt von stillen, liebevollen Geistern ausgesät werden, zu reicheren Ernten heranwachsen, als die sind, die Gewalt, Haß und Selbstsucht mit vollen Händen unter den Menschen ausstreuen.

Sicher ist, daß eine Persönlichkeit wie Jane Addams ihre Spuren in der Geschichte hinterläßt und daß ihr Einfluß ein Gegengewicht ist gegen das Böse, das zerstört und herabzieht.

Wir trafen sie nur einmal. Sie empfing uns freundlich in Hull House und erklärte uns ihre Arbeit. Eine ihrer Helferinnen führte uns herum und berichtete weiter. Dann lud uns Miß Addams ein, an ihrem Tisch zu Mittag zu speisen.

Man merkt sofort, daß sie eine ungewöhnliche Persönlichkeit ist, und doch ist Demut der am meisten auszeichnende Zug ihres Wesens. Stille und Wärme umgeben sie; sie ist freundlich und zuvorkommend. Man erkennt, daß sie die Kunst des Zuhörens versteht, wenn die mit Sünde und Sorge Beladenen mit ihren Bekenntnissen und Herzensergüssen zu ihr kommen. Man erkennt auch, daß sie andre viel zu lehren hat. Mit einem Gefühl des Bedauerns verließen wir sie nach unserm allzu kurzen Beisammensein.

Siebentes Kapitel.

United States Steel Corporation.

Während unsres Aufenthalts in New York suchten wir das Kontor auf, in dem alle Drähte von den verschiedenen Betrieben der United States Steel Corporation zusammenlaufen. Diese Gesellschaft, die sich mit Recht „die größte der Welt“ nennen kann, beschäftigt an verschiedenen Plätzen des Landes nicht weniger als 360000 Arbeiter. Von Herrn Close, dem Vorsteher der Abteilung, die „Bureau of Safety, Sanitation & Welfare“ genannt wird, erhielten wir viele interessante Aufklärungen. Er wollte unbedingt, wir sollten nach Birmingham in Alabama reisen, wo die Gesellschaft in einem ihrer größten Betriebe außerordentlich viel für die Arbeiter getan hat. Aber der Sommer war schon zu weit vorgeschritten, ich hatte Angst vor der Hitze, und außerdem waren dort hauptsächlich farbige Arbeiter beschäftigt. Die Verhältnisse ließen sich daher nicht gut mit den unsrigen vergleichen.

Dafür beschlossen wir, uns mit der Besichtigung des Werks in Gary in Indiana zu begnügen, eines kleineren, in unsern Augen aber kolossalen Betriebs. Er liegt ganz

in der Nähe von Chikago, aber in einem andern Staate; 12500 Arbeiter sind dort mit der Herstellung von Stahl beschäftigt. Ein schwedischer Ingenieur führte uns und gab die nötigen Erklärungen. Die Anlage ist sehr ausgedehnt; wir mußten im Auto fahren, um einen flüchtigen Überblick über das Ganze zu gewinnen. Sechsmal soviel Stahl wird in diesem einzigen Werk hergestellt wie in ganz Schweden. Aber wir trösteten uns damit, daß der schwedische Stahl von besserer Beschaffenheit ist.

Um Ansteckung zu vermeiden, werden jetzt da, wo viele Personen beschäftigt sind, nicht Gläser zum Wassertrinken benutzt. Man hat überall Springbrunnen ähnlich denen in unsern Straßen. In den großen Betrieben sind sie in kurzen Abständen angebracht. Wasser zu innerem und äußerlichem Gebrauch spielt in Amerika eine viel größere Rolle als bei uns. Zu jeder Art Wäsche wird innerhalb der United States Steel Corporation nur fließendes Wasser benutzt, und die Gesellschaft liefert für jeden einzelnen Arbeiter die Handtücher, so daß niemals zwei Personen sich die Hände mit demselben Tuch abzutrocknen brauchen.

An vielen Stellen gibt es innerhalb der Anlagen Duschen, die nicht nur der Reinlichkeit wegen da sind, sondern auch deswegen, weil früher in der warmen Jahreszeit täglich mehrere leichtere und schwerere Fälle von Sonnenstich vorzukommen pflegten. Seitdem die Arbeiter sich mehrere Male am Tage abkühlen können, sind solche

Fälle zu wahren Ausnahmen geworden. Sobald einer sich erhitzt fühlt, nimmt er ein Brausebad. Gewiß haben diese Anlagen unerhört viel Geld gekostet, aber Leben und Gesundheit der Menschen werden höher geschätzt als Geld.

Auf jede Weise versucht United States Steel Corporation die Anzahl der Unglücksfälle herabzumindern. Über jeden Unglücksfall werden Berichte an alle die verschiedenen Betriebe verschickt: wie er sich ereignet und wie er hätte vermieden werden können. Auf diese Weise erwerben alle größere Erfahrung. Das Bureau arbeitet auch zusammen mit andern Arbeitgebern, mit Behörden und Privaten, um immer in der Verhütung von Unglücksfällen und Krankheiten auf der Höhe zu stehen. Von den Arbeitern werden Vorschläge zur Verbesserung von Sicherheitsvorrichtungen dankbar angenommen. Andre Gesellschaften machen sich die gewonnenen Erfahrungen zunutze, und selten vergeht ein Tag, ohne daß das Bureau von jemand besucht wird, der lernen will.

Über die Unglücksfälle und ihre Ursachen wird genaue Statistik geführt. Man hat auf diese Weise festgestellt, daß die Leute nicht selten die vorhandenen Schutzvorrichtungen zu benutzen versäumen und daß sie sich selbst Gefahren aussetzen. Man hat berechnet, daß 90 Prozent der Unglücksfälle hätten vermieden werden können, wenn Vorsicht beobachtet worden wäre.

Man stellt sich vor, die Arbeiter in der Stahlindustrie müßten Unglücksfällen mehr ausgesetzt sein als andre;

aber United States Steel Corporation beweist mit ihrer Statistik, daß die Landarbeiter eine gleich gefährliche Beschäftigung haben.

An allen gefährlichen Stellen bringt man Anschläge an. Da aber im Betrieb vielleicht fünfzehn oder zwanzig Sprachen gesprochen werden, genügt das geschriebene Wort nicht. Dafür ist ein roter Ballon angemalt, der „Gefahr" bedeutet.

Außerdem hat man kinematographische Aufnahmen gemacht, die alle Unglücksfälle zeigen, die sich ereignen können, und wie sie vermieden werden können. Man ermahnt die Arbeiter auf jede Weise, vorsichtig zu sein; wenn sie sich nicht um ihrer selbst willen darum kümmern wollten, sollten sie doch daran denken, andern mit gutem Beispiel voranzugehen.

Um so schnell als möglich bei Unglücksfällen Hilfe bringen und Infektion vermeiden zu können, haben viele Arbeiter Kurse durchgemacht, die sie instand setzen, geeignete Maßnahmen zu treffen; es ist das schon oft von großem Nutzen gewesen. Die Grubenarbeiter lernen außerdem, wie sie sich bei Einstürzen in Gruben am schnellsten helfen können und wie gasvergiftete Kameraden zu behandeln sind. In den Betrieben, die nicht selbst große Krankenhäuser besitzen, hat man immer in der Nähe provisorische Krankenheime mit Ärzten und Pflegerinnen. Tragbahren, Verbandartikel und Ambulanzautos sind immer zur Hand. Die großen Krankenhäuser der Ge-

sellschaft sind mit allen modernen Einrichtungen versehen. Aufzüge führen auf die Dächer, und dort oben wird den Patienten Luft- und Sonnenlichtbehandlung zuteil.

Zu billigem Preis wird die Hilfe geschickter Zahnärzte gewährt. Auch die Kinder der Arbeiter erhalten diese Hilfe. Ihre Gesundheit hat sich merklich gebessert, seitdem die Zahnpflege eingeführt worden ist.

Für die Erhaltung der Gesundheit wird nichts als wichtiger angesehen als eine gute und nahrhafte Mittagsmahlzeit. Für viele Arbeiter ist es schwer oder überhaupt unmöglich, eine solche Mahlzeit in ihrem Heim in zufriedenstellender Weise zu erhalten. Deshalb haben fast alle Betriebe erstklassige Restaurants für ihre Arbeiter. Auch in den amerikanischen Stahlwerken ist diesem Bedürfnis in mustergültiger Weise Rechnung getragen.

Visiting nurses waren die einzigen gebildeten Frauen, die bei der United States Steel Corporation angestellt waren; ihre Aufgabe war aber keineswegs auf Krankenpflege beschränkt. Sie sollen bei ihren Besuchen auch Ratschläge und Anweisungen geben in der Kunst, ein Heim in Ordnung zu halten, und sollen den verschiedenen Familienmitgliedern in allen Schwierigkeiten helfen und beispringen.

Die Gesellschaft hat Kurse im Kochen, Nähen, Kinderpflege usw. eingerichtet. Die Häuser, in denen diese Kurse abgehalten werden, stehen auch verschiedenen Klubs für Knaben, Mädchen und Mütter zur Verfügung. Leiterinnen dieser Klubs waren oft die Pflegerinnen, die

dann in dem Hause wohnten. Ich habe schon in einem andern Kapitel darauf hingewiesen, wie schwer, um nicht zu sagen unmöglich es sein muß, eine Person zu finden, die Tüchtigkeit im Krankenpflegeberuf mit all den Eigenschaften verbindet, die erforderlich sind, um die hier aufgezählten verschiedenen umfassenden Aufgaben zu erfüllen. Es ist sicher besser, wenn die Krankenpflegerinnen sich ungestört ihrem Beruf widmen können und wenn andre Frauen als Beraterinnen und Helferinnen für die übrigen Fälle angestellt werden.

Für Kinder und Jugendliche hat man viele Spiel- und Sportplätze. Wo musikalische Begabung vorhanden ist, werden Instrumente angeschafft, hauptsächlich auf Kosten der Gesellschaft, und Musikkapellen gebildet.

Bei manchen ihrer Fabrikanlagen hat die Gesellschaft Wohnhäuser gebaut. An einigen Orten, wo sie in bisher völlig unbebauten Gegenden zu arbeiten begann, hat sie ganze Städte angelegt.

Gartenarbeit wird unterstützt und hat gute Resultate gezeitigt. Die Gesellschaft schafft kostspielige Geräte an, die der Reihe nach vom Personal benutzt werden. Zum Aufbewahren von Gartenerzeugnissen, die oft den ganzen Winterbedarf der Familien decken, werden auf Kosten der Firma besondere Gemüsekeller gebaut.

Die Amerikanisierung wird bei der United States Steel Corporation kräftig betrieben. Der erste Schritt ist, wie bereits angeführt, die Ausländer die englische

Sprache zu lehren und ihnen dann bei der Beschaffung der Papiere zu helfen, die zur Erwerbung des amerikanischen Bürgerrechts erforderlich sind. In ihrem Jahresbericht sagt die Gesellschaft, es sei notwendig, den Einwandrer nach Möglichkeit so zu erziehen und tüchtig zu machen, daß er, nachdem er Land und Sprache kennengelernt, „seine Stellung verbessern kann und daß in ihm die Schätzung und Liebe des amerikanischen Ideals geweckt werden muß, deren Entwicklung notwendig ist, um ihn seinem neuen Vaterland treu zu machen".

Die Krankenpflegerinnen haben auch die Aufgabe, „den Frauen und Kindern das amerikanische Ideal einzuprägen".

Kleine Zeitschriften werden herausgegeben. Sie sind in einfachem, leicht faßlichem Ton gehalten und gehen meist darauf aus, Amerika zu „boost". Sie sind belehrend und unterhaltend.

Sobald die Arbeiter die englische Sprache erlernt haben, erhalten sie Gelegenheit, sich fast in jedem gewünschten Fach auszubilden. In allen Ländern hat die Erfahrung gelehrt, um wieviel besser ein Mann seine Arbeit ausführt, wenn er technisch geschickt ist und wenn sein Charakter und sein Verstand zu voller Höhe entwickelt und ausgebildet sind. Die im Leben vorwärtskommen wollen, aber nicht die Mittel haben, höhere Schulen und die Universität zu besuchen, können die Abendschulen der Gesellschaft benutzen, in denen sie in

all den Fächern Unterricht erhalten, die mit Stahlherstellung zu tun haben. Das ist ein sehr umfassendes Studium; denn man muß alles lernen, von da an, wo das Erz aus der Grube gefördert wird, bis dahin, wo das Stück aus dem Werk hervorgeht. Da muß man etwas verstehen von Metallurgie, Mathematik, Maschinenbau, Elektrizität, Chemie und vielem andern. Die Kenntnisse, die gewonnen werden, indem man gleichzeitig praktische Arbeit und wissenschaftliche Studien betreibt, sind als sehr wertvoll anerkannt, und viele ehrgeizige Arbeiter können auf diese Weise zu hervorragenden Stellungen gelangen.

In einem Betrieb hängt folgender Anschlag aus:

„An den jungen Mann in Ambridge Plant.

„Welches sind Ihre Pläne für die Zukunft?

„Streben Sie nach einer besseren Arbeit als Ihre jetzige ist?

„Versuchen Sie, sich für eine verantwortungsvollere Arbeit mit höherem Lohn auszubilden, oder fühlen Sie sich außerstande, vorwärtszuschreiten?

„Benutzen Sie Ihre freie Zeit auf verständige Weise zur Selbstverbesserung, oder vertändeln Sie sie nutzlos?

„Haben Sie ein bestimmtes Ziel, nach dem Sie streben, oder lassen Sie sich von Wind und Welle treiben?

„Haben Sie die Gewohnheit, mit wachem Sinn zu studieren, oder lassen Sie Ihre Denkkraft durch Mangel an Beschäftigung verkümmern?

„Wissen Sie, daß die richtige Antwort auf diese Fragen der erste Schritt zur Selbsterkenntnis und zu einer befriedigenden Arbeit ist?

„Die unrichtige Antwort zeigt Sie als ein Wrack, hilflos, während Sie gerade vorwärtsschreiten sollten, wenn Ihre Familie von Ihrer Fähigkeit zu verdienen abhängt.

„Jetzt mehr denn je fordert die Welt tüchtige Männer, die imstande sind, große Dinge auszurichten. Wie werden Sie dieser Forderung genügen können?

„Denken Sie darüber nach! Durch The Ambridge Plant School erhalten Sie Hilfe, um sich selbst zu helfen.

„Nur der Mann, der sich selbst helfen will, ist Hilfe wert."

Die Sparsamkeit des Personals wird dadurch angefeuert, daß man ihm Gelegenheit gibt, Aktien der Gesellschaft zu vorteilhaften Zahlungsbedingungen zu kaufen.

Es ist eine großartige Arbeit, die vom United States Steel Corporation's Bureau of Safety, Sanitation & Welfare zum Besten von 360000 Arbeitern geleistet wird. Daß diese Arbeit unerhörte Summen kostet, danach fragt man nicht, denn man weiß wohl, daß sie sich bezahlt macht.

Achtes Kapitel.

Herr Patterson und sein Werk.

Eine der Damen, die in Chikago im schwedischen Klub meine Ausführungen über die Arbeit der Kinderhilfe anhörte, bat mich, nach Jamestown zu reisen und vor den Mitgliedern der Synode der Augsburgischen Konfession zu sprechen, die in dieser Woche gerade ihre Jahresversammlung abhielt. Das war freilich ein weiter Abstecher. Als ich aber erfuhr, daß es sich um schwedische lutherische Geistliche und um einen schwedisch-lutherischen Frauen-Missionsverein der ganzen Vereinigten Staaten handelte, beschloß ich, dorthin zu reisen.

Zweimal erhielt ich Gelegenheit, ihnen über die Not in Europa zu berichten, von der sie bisher wenig Kenntnis gehabt hatten. Auch hier fand ich viel Hilfsbereitschaft und viel Menschenliebe, und ich habe daher Grund zu glauben, daß ihr Beitrag zur Linderung der Not ebenso kräftig wie bedeutungsvoll werden wird. Sie sagten sofort 1200 Dollar zu, und sie wollten Kleider und andres Notwendige für die vom Hunger heimgesuchten Länder sammeln und nach Schweden schicken. Der Direktor der

Schwedischen Amerikalinie von New York hatte sich freundlicherweise bereit erklärt, das Gesammelte kostenlos nach Göteborg zu befördern.

Es war sehr erfreulich, mit so vielen gediegenen, prächtigen Schweden zusammenzutreffen, und mich überkam beinahe ein Gefühl der Wehmut bei dem Gedanken, daß sie nicht mehr zu uns gehörten.

Die kleine Stadt Jamestown selbst ist zur Hälfte schwedisch. Von ihren 40000 Einwohnern sind 20000 Schweden.

Da alle Hotelzimmer besetzt waren, wurde ich mit einigen andern Mitgliedern und Gästen der Synode eingeladen, in einem schwedischen Waisenhaus zu wohnen, das in jeder Beziehung ideal war. Es hatte ganz den Charakter einer großen Familie und erinnerte in keiner Weise an eine Anstalt. Die Eltern der Kinder waren Schweden gewesen, was man deutlich an den blauen Augen und den flachsgelben Locken merkte. Der Vorsteher Herr Swensson, und seine Frau und Tochter waren liebe, angenehme Menschen, und man kam zu der Überzeugung, daß die Kinder nicht besseren Händen anvertraut werden konnten.

Als ich abreiste, übergaben mir einige kleine schüchterne Mädchen und die beiden schwedischen Dienerinnen des Waisenhauses 9 Dollar und 35 Cent „für die notleidenden Kinder". Es war rührend.

* *
*

Nach dem langen Umweg über Jamestown ging die Reise zurück, westwärts nach der Stadt Dayton in Ohio.

Wir hatten viel von der Musterfabrik gehört, in der die in der ganzen Welt bekannten Kassenkontrollapparate hergestellt werden. Wenn man die Wohlfahrtseinrichtungen in Amerika studiert, muß man diese Fabrik sehen. Wir bereuten den Besuch nicht.

The National Cash Register oder N. C. R., wie die Fabrik der Kürze wegen immer genannt wird, übertraf in Wahrheit ihren Ruf. Es ist so viel von der Fabrik und ihrem Besitzer, Herrn Patterson, zu berichten, und man möchte so viel aus ihren Schriften anführen, daß die Wahl wirklich schwerfällt.

Wir hatten einen Aufenthalt von drei Tagen für N. C. R. vorgesehen. Aber obwohl wir zwei Tage länger blieben, mußten wir doch erkennen, daß noch unendlich vieles zu sehen und zu lernen übrigblieb. Meine Begleiterin beschloß daher, im September zurückzukehren und mit Erlaubnis des Herrn Patterson sechs Wochen in der Fabrik zu arbeiten. Sie will in allen Abteilungen arbeiten, in jeder einige Tage.

Gleich als wir kamen, wurden wir wie in einem freundlichen gastfreien Hause von einer jungen Dame begrüßt, deren einzige Beschäftigung es ist, Besuchende zu empfangen. Zuerst fragte man uns, ob wir einen Lunch haben wollten; da wir gerade gegessen hatten, lehnten

wir dankend ab. Dann brachte uns unsre freundliche Führerin in ein großes Kinolokal in der Fabrik, wo gerade eine Vorstellung im Gang war, und bat uns, nach deren Schluß zu ihr zurückzukehren.

Das Programm war ungefähr das übliche, aber von guter Art, Tagesereignisse, lustige Sachen, ein Drama und mehrere Naturbilder. Ein paar Sängerinnen im Kostüm vom Anfang des 19. Jahrhunderts sangen einige Lieder jener Zeit. Der Text erschien auf der weißen Wand, so daß man ihm folgen konnte, und das Publikum sang den Refrain mit.

Ja, das Publikum! Es war das Interessanteste in diesem Kino. Als wir kamen, war der Saal nicht mehr als zur Hälfte von Butterbrot essenden jungen Männern und Frauen besetzt. Nach kaum mehr als einer Viertelstunde war er ganz gefüllt. Die Neuangekommenen aßen keine Butterbrote. Alle sahen nett, sauber, froh und munter aus.

Nach der Vorstellung kehrten wir zu unsrer Führerin zurück, die uns berichtete, daß das Kino täglich allen Arbeitern während der Mittagspause zwischen 12 und 1 Uhr geöffnet ist. Viele bringen ihr Essen mit, das sie verzehren, während sie sich die beweglichen Bilder ansehen. Andre genießen im Restaurant der Fabrik in aller Eile eine Mahlzeit und eilen von dort nach den bequemen Stühlen in dem feinen, netten Saal des Kinos. Oft ist die Vorführung belehrender Art, immer aber ist sie unter-

haltend. Es ist natürlich angenehm, auf diese Weise eine Ruhepause auszunützen, und, nach dem großen Zuspruch zu urteilen, wird die Unterhaltung in hohem Maße geschätzt.

Mit etwa zwanzig andern Gästen konnten wir im Verlauf von einigen Stunden den größten Teil der gewaltigen Fabrik besichtigen. Die Führung schloß da, wo wir begonnen hatten, im Kino. Wir bekamen dort einen Vortrag mit Bildern zu hören über den Ursprung und die Entwicklung des Betriebs, sowie über die großartigen Wohlfahrtseinrichtungen, die getroffen sind, und die Ergebnisse, zu denen sie geführt haben.

Als die andern Gäste gegangen waren, blieben wir zurück und baten noch mehr erfahren, Einzelheiten hören und die sprechen zu dürfen, die diesen Tempel der Arbeit errichtet haben und erhalten. Man braucht nur sein Interesse zu zeigen, und sofort werden alle Türen in N. C. R. weit aufgetan, und alle Aufklärungen werden gegeben. „Was sich für uns als gut erwiesen hat, muß für alle gut sein, und wir freuen uns immer, unterrichten und helfen zu können.“ Die folgenden vier Tage verbrachten wir von früh bis abends in den verschiedenen Abteilungen der Fabrik und erhielten Gelegenheit, in einen großen Teil der geleisteten Arbeit Einblick zu tun.

Jährlich werden die Fabriken von N. C. R. von etwa 50000 Personen besucht, und im Verlauf der Jahre sind

ganz sicher viele Schweden dagewesen. Man bringt also nicht etwas Neues, wenn man die Fabriken beschreiben will. Aber einesteils ist es doch für viele neu, anderenteils geht die Entwicklung so rasch, daß eine Beschreibung schon nach wenigen Jahren veraltet ist.

Herr John H. Patterson, so gut wie Alleinbesitzer der ganzen Fabrik, die über 7000 Menschen beschäftigt, ist ein Original. Aber er ist ein guter, kluger, praktischer Mann, und sein Lebensbedürfnis ist, von seinen Reichtümern an so viele wie möglich abzugeben. Er ist in Wahrheit ein großer Verschwender von allem, was die Natur und der Erfolg ihm geschenkt haben. Die für ihn arbeiten, stehen seinem Herzen offenbar am nächsten, und dann kommen Dayton und Ohio, seine Stadt und sein Staat. Aber auch auf die ganzen Vereinigten Staaten erstreckt sich sein Interesse, und er möchte durch sein Beispiel die Verhältnisse in dem großen Land heben und die Wirkungen davon sich über die ganze Erde erstrecken sehen. Niemand kommt in seine Fabrik, ohne tiefe Eindrücke zu erhalten, und die selbst an verantwortungsvoller, leitender Stellung stehen, nehmen sicherlich viele gute Lehren und den starken Vorsatz mit, nützliche und wohltätige Veränderungen durchzusetzen.

Als ich Herrn Patterson traf, fragte ich ihn, was ich den Industriellen daheim in Schweden antworten solle, wenn sie meine Beschreibungen gehört hätten und dann vermutlich sagen würden: „Alles, was Herr Patterson

für seine Arbeiter tut, kann ein Mann tun, der Alleinbesitzer ist; wir sind unsern Aktionären verantwortlich und können nicht so handeln.“ „Dann grüßen Sie sie von mir,“ sagte Herr Patterson, „und sagen Sie, daß es sich bezahlt macht.“ Ich mußte lachen; denn nun hörte ich mindestens zum hundertstenmal dieselbe Antwort in dem praktischsten Land der Erde.

Es gibt ja eine Lehre, die nun seit bald 2000 Jahren dasselbe gepredigt hat, aber die ist merkwürdigerweise noch nie für praktisch gehalten worden.

Daß Herr Patterson durch seine, nach der Meinung vieler phantastischen, Ideen nichts eingebüßt hat, zeigt sein auch nach amerikanischem Maßstab sehr großes Vermögen.

Vor ungefähr 40 Jahren besaß er ein kleines Geschäft in einem Bergwerksort in Ohio. Das Geschäft nannte sich Miners Supply Co.; es war sehr anspruchslos und warf nicht viel ab. Zur selben Zeit hatte ein Herr Ritty den Kassenkontrollapparat erfunden und eine Fabrik gegründet. Patterson kaufte zwei von diesen Apparaten für sein Geschäft und bemerkte sofort eine Besserung seines Geschäftsganges. Der Gedanke, der ihn stets leitete, daß das, was für ihn und sein Geschäft gut war, auch für andre vorteilhaft sein müsse, ließ ihn den praktischen Wert der Erfindung erkennen. Daher kaufte er die neue Fabrik. Anfangs ging alles gut. Aber dann geschah es einmal, daß eine große, für Europa

bestimmte Sendung von Kassenkontrollapparaten zurückgewiesen wurde, weil sie schlecht ausgeführt war. Patterson untersuchte die Verhältnisse in der Fabrik genau und fand sie unbefriedigend. Die Arbeiter wurden wie Teile einer Maschine betrachtet, nicht wie Menschen. Sie waren mürrisch und mißvergnügt und arbeiteten ohne Interesse. Sobald sie konnten, gingen sie zu einer andern Arbeit über. The labour turnover, der Arbeiterwechsel, war groß, und nichts ist von größerem Nachteil für die Industrie wie für die Arbeiter. Außerdem lag die Fabrik in einem verrufenen Teil der Stadt, und ordentliche Arbeiter trugen Bedenken, dorthin zu kommen.

Mit zielbewußter Energie begann Patterson, die Verhältnisse in und außerhalb der Fabrik zu verbessern.

Da er mit freigebiger Hand dafür gesorgt hat, daß die Druckerschwärze reichlich floß, kann man seine Arbeit Schritt für Schritt verfolgen. Aber im Rahmen dieser kurzen Beschreibung geht das nicht. Ich wende mich vielmehr sofort den Ergebnissen zu, dem Bild, das der Fremde bei seiner Ankunft in N. C. R. jetzt vorfindet.

Dayton ist eine schöne Stadt, etwa von der Größe Göteborgs, mit breiten, von Bäumen eingefaßten Straßen, und der Stadtteil, in dem die großen Fabriken von N. C. R. liegen, ist mindestens ebenso schön und gepflegt wie die übrige Stadt.

Und die Fabrik selbst! Der Eingang ist gebaut wie

ein griechischer Tempel. Von dort gelangt man auf überdeckten Gängen nach all den übrigen zwanzig Gebäuden. Sie sind in reinem, einfachem Stil gebaut und liegen schön zueinander gruppiert. Die Außenwände sind größtenteils aus Glas. Die Häuser sind fünf Stockwerke hoch, über sie alle aber erhebt sich mit weiteren fünf Stockwerken ein Mittelhaus. Dort oben sind die Speisesäle des Kontorpersonals und der Arbeiterinnen. Ich bin selten in einem schöneren Restaurant gewesen. Es war, als säße man in einem Luftballon mit freier Aussicht nach allen Seiten. Das Essen war gut, reichlich und nahrhaft und wurde von weißgekleideten Kellnern serviert, die aufmerksam und freundlich aussahen, wie die alten treuen Diener auf schwedischen Rittergütern.

Eine kleine Strecke, vielleicht zwei Minuten Wegs, von dem übrigen Komplex entfernt, liegt der Speisesaal der Männer, in dem etwa 1600 Personen täglich verpflegt werden. Es war spaßig, dort oben wie im „Ballon" zu stehen und auf die Straße hinabzusehen, wenn alle diese Männer entweder zum Mittagessen eilten oder von ihm weggingen. Man merkte, daß sie alle soviel als möglich in der kurzen Mittagpause mitnehmen wollten. Viele gingen ins Kino.

Aber noch viel interessanter und imponierender war es, ihrer Speisung beizuwohnen. In langen Reihen standen weiße Tische mit Messern, Gabeln, Löffeln, Broten und an

jedem Platz ein Teller mit Nachspeise. An jenem Tag gab es eingemachte Früchte. Das Auftragen geschieht nach dem sogenannten Cafeteria-System. Beim Hereintreten nimmt man ein Brett; auf dieses wird ein Teller Suppe, eine Schüssel Fleisch und Gemüse, ein Glas Milch oder Kaffee oder Tee gestellt. Dies erfordert nur sehr wenig Personal und geht so schnell, daß zwanzig Menschen in der Minute bedient werden können. Fünf solcher Serviertische sind vorhanden; also werden 100 Menschen in der Minute bedient.

Wir waren einige Zeit vor den andern gekommen, hatten unsre Portionen genommen und uns ziemlich weit hinten im Saal niedergelassen.

Als es 12 Uhr schlug, begann ein aus Arbeitern der Fabrik bestehendes Orchester einen Parademarsch zu spielen. Ein paar Augenblicke später kamen einige Männer, und dann kamen immer mehr und mehr hereingeströmt. Die Hüte auf dem Kopf, die Bretter in den Händen, zogen sie nach dem Takt der Musik den breiten Mittelgang herauf. Die ersten gingen bis ganz hinten in den Saal und setzten sich auf die hintersten Plätze an den Tischen, so daß sie das Lokal füllten, ohne daß Lücken entstanden und ohne daß man nach Plätzen zu suchen brauchte. Als sie sich setzten, nahmen sie die Hüte ab. Es war ein Vergnügen zu sehen, wie rein und sauber die Leute waren und wie manierlich sie aßen. Aber sie stürzten das Essen in sich hinein und eilten wieder davon. Dies setzte uns in

Erstaunen, da sonst alles darauf abgesehen war, ihre Gesundheit zu schützen und sie in dem zu unterrichten, was nützlich ist.

Überall in Amerika konnten wir zu unserer Qual beobachten, wie das Essen vergeudet wurde. Als wir nach dem Mittagessen durch den großen Saal zurückgingen, sahen wir, daß kaum einer seine Portion ganz aufgegessen hatte; ich wunderte mich nicht darüber, denn die Portionen waren zu reichlich bemessen. Bei jedem Gedeck war noch ein halbes Glas Milch, ein halber Teller Suppe oder Stücke Fleisch, Brot und Kartoffeln übrig. Hatte man unsre knappen Portionen in frischer Erinnerung und weiß man, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Europa Hunger leidet, so ist es empörend zu sehen, wieviel erstklassige Nahrung in Amerika verdirbt und weggeworfen wird. Herr Hoover in New York, der Leiter des amerikanischen Amtes für die Versorgung Europas mit Lebensmitteln, hat getan, was in seinen Kräften stand, um diesem Übel zu steuern. Und es wird behauptet, daß es jetzt viel besser sei als vor dem Krieg. Aber auf alle Fälle war es entsetzlich. Diese Verschwendung wie jede andre vermindert den Vorrat und vermehrt die Nachfrage nach Waren, die notwendig sind. Dadurch werden die Lebensunterhaltkosten für alle gesteigert.

Die Arbeitssäle in N. C. R. sind luftig, hell und gesund. Alle denkbaren Schutzvorrichtungen sind an-

gebracht, um die Zahl der Unglücksfälle möglichst zu vermindern. Man arbeitet besser und ruhiger, wenn man nicht ständig daran denken muß, vorsichtig zu sein. Bei jeder Schleifmaschine steht ein Saugapparat, der den Metallstaub abführt, damit die Lungen der Arbeiter nicht Schaden nehmen.

Alle die übrigen Wohlfahrtseinrichtungen, die wir an so vielen andern Stellen gesehen hatten, fanden wir hier wieder: ärztliche Aufsicht, Krankenpflegerinnen, Zahnpflege, freies Bad, Bibliothek, Ruhezimmer und sonst alles Denkbare.

Herrn Pattersons Prinzip, daß man nie mit einem Zustand zufrieden sein darf, sondern ihn immer zu verbessern versuchen muß, hat ihn sehr erfinderisch gemacht. Auf allen Gebieten wünscht er vorwärts und aufwärts zu gehen.

Eine der wichtigsten Abteilungen in N. C. R. ist daher jene, die Verbesserungsvorschläge entgegennimmt und untersucht. Bei jeder Gelegenheit werden die Arbeiter aufgefordert, solche einzureichen. Jedes Halbjahr wird ein großes Fest gefeiert, bei dem alle, die einen guten Vorschlag gemacht haben, Preise von 5 bis 150 Dollar erhalten. Außerdem wird ein Dollar für jeden Vorschlag gegeben, der nicht ganz unannehmbar ist. Auf diese Weise wurden im Vorjahr 12000 Dollar ausbezahlt. Zu jedem Preis gehört eine Medaille und ein Diplom. Die Verteilung erfolgt unter großen Feierlich-

keiten in dem schönen Park, der Herrn Pattersons Sommerheim umgibt. Beim Vorrücken in eine bessere Stellung wird es als ein Verdienst angerechnet, gute Vorschläge gemacht zu haben. Als direkte Folge dieser Vorschläge wurden in einem einzigen Halbjahr 313 Verbesserungen an den Kassenkontrollapparaten angebracht. Das zeigt am besten, daß der Betrieb aus den einlaufenden Vorschlägen Nutzen zieht und daß die Taktik gut ist. Aber auch, was die Verhütung von Krankheiten und Unglücksfällen anlangt, sowie die Erhöhung der Arbeitsfreude und des Wohlbefindens und alles dessen, was den Wert des Lebens für die Arbeiter vermehren kann, sind diese Vorschläge bei der wunderbaren Entwicklung von N. C. R. von unberechenbarem Wert gewesen.

Um das Personal dazuzubringen, sich stärker für seine Arbeit zu interessieren und sie besser und schneller unter größtmöglicher Schonung der Maschinen, des Werkzeugs usw. auszuführen, hat Herr Patterson bestimmt, daß alle, die für ihn arbeiten, Anteil am Gewinn erhalten. Dies tat er mit so großartiger Freigebigkeit, daß man sich nicht darüber zu wundern braucht, daß jeder Mann und jede Frau, die in seinem Betrieb angestellt sind, sich als Mitbesitzer fühlen, daß jeder sich aufs äußerste anstrengt, sein Bestes zu tun, und daß er es mit Freuden tut.

Herr Patterson verteilt den Reingewinn des Betriebs so, daß zuerst 6 Prozent als Verzinsung des Anlage-

kapitals abgezogen werden. Von dem Rest wird die Hälfte verwandt zu neuen Ankäufen von Grundstücken, Gebäuden, Maschinen, Erfindungen und zur Erweiterung des Geschäfts. Die andre Hälfte, also 50 Prozent, wird in der Weise an die Angestellten verteilt, daß etwa 500 der leitenden Personen sich in 25 Prozent teilen, die übrigen, etwa 6000, ebenfalls in 25 Prozent. Die erst seit kurzer Zeit angestellt sind, erhalten keinen Gewinnanteil. Jeder weiß, daß, wenn er sich gut hält und genügende Geschicklichkeit besitzt, er in die Gruppen mit höherem Gewinnanteil aufrücken kann. Unterricht in den meisten Fächern wird allen geboten; wer will, kann also auch in dem Betrieb vorwärtskommen.

Jede Einzelheit ist praktisch angeordnet und ausgedacht. Für den Fall eines unerwarteten Regengusses sind Regenschirme und Überschuhe vorhanden, die die Arbeiterinnen entleihen können, wenn sie nach Hause gehen, unter der Bedingung der Rückgabe am nächsten Tage. Es ist klar, daß man dadurch mancher Erkältung vorbeugt und daß viele Kleidungsstücke vor dem Verderben bewahrt werden. Der Gewinn besteht also aus ersparten Arbeitsstunden zum Vorteil des Unternehmens und einer wirtschaftlichen Ersparnis zum Vorteil des Personals.

Die monatlich erscheinenden Zeitschriften des Unternehmens enthalten einen Anzeigenteil. Darin werden zum Verkauf angeboten Kinderwagen, Musikinstrumente,

Motorräder und sonst alles Erdenkliche. Sie haben auch eine Rubrik „Kaufgesuche". Auf diese Weise werden Gegenstände umgesetzt, die sonst nutzlos in einen Winkel gestellt würden. Man kommt damit um die Abgabe an den Zwischenhändler herum, und Käufer und Verkäufer machen vorteilhafte Geschäfte.

Die Arbeiterinnen dürfen eine Viertelstunde später anfangen als die Männer und eine Viertelstunde früher aufhören; auf diese Weise wird das Gedränge in den Straßenbahnwagen vermieden.

Oft läßt Herr Patterson Vorgesetzte und Arbeiter andre Fabriken und andre Bezirke der Vereinigten Staaten besuchen, damit sie dort studieren und neue Eindrücke sammeln. Es ist klar, daß solche Reisen anregend und erfrischend wirken. Das Personal von N. C. R. hat mehrere Klubs gebildet, die auch ihre Familien umfassen.

Herr Patterson hat nicht nur die innern Verhältnisse in seiner Fabrik im Auge. Die Fabrik lag anfangs in einem berüchtigten, häßlichen Teil der Stadt. Viele ordentliche, tüchtige Arbeiter verließen die Fabrik, weil sie sich in solcher Umgebung nicht wohlfühlen konnten. Viele beschäftigungslose Jungen trugen durch ihre mehr derben als gutmütigen Streiche dazu bei, das Unbehagen zu vergrößern. Alles in der Umgebung der Fabrik war häßlich und abstoßend.

Herr Patterson lud alle Jungen des Viertels in ein

schönes Lokal ein, das er in einem nahegelegenen Hause hatte einrichten lassen. Dort wurden sie mit Malen und verschiedenen Handfertigkeitsarbeiten beschäftigt. Jedem von ihnen wurde ein Stück Land zugeteilt, das sie unter Anleitung eines geschickten Gärtners bebauen lernten. Das nahm sie so in Anspruch, daß sie keine Zeit zu Unfug mehr hatten. Zwei Jahre lernen sie die Gärtnerei und nach Abschluß des Kursus erhalten sie ein Zeugnis, das ihnen für später den Vorzug vor andern sichert, die in der N. C. R. Beschäftigung suchen.

Das Land rings um die Fabrik wurde bepflanzt und mit Gras besät. Nichts wirkt so verlockend wie solch ein Beispiel. Bald gab es in diesem Stadtteil keine Hütte und kein Haus, das nicht Blumen, Rasen und Gemüsepflanzen umgaben. Jetzt hat sich das Viertel in einen eleganten Stadtteil verwandelt, und der Bodenwert ist kolossal gestiegen.

„Hills and Dales" heißt ein Park von fast 150 Hektar Land, den Herr Patterson gekauft und der Stadt Dayton geschenkt hat. Sein eignes Sommerhaus liegt in dem von der Stadt aus gerechnet hinteren Teil des Parks und heißt Far Hills. Von seinem Hof aus erblickt man in weiter Entfernung, von Bäumen eingerahmt, ein Bild, das sicherlich Pattersons Herz erfreut: seine Fabrik, in der er, wie er weiß, über siebentausend Personen Arbeit, Brot, Gesundheit und Glück verschafft.

Er muß das Gefühl demütigen Stolzes haben, wenn

er sein Werk betrachtet. Der große, schöne Park, der sein anspruchsloses Heim umgibt, steht allen offen. Warum sollte er allein die Schönheit genießen, die Tausenden Freude gewähren kann, die nicht Mittel und Gelegenheit haben, selbst einen Park zu besitzen? Niemals hat ihn jemand gestört, trotzdem kein Zaun die Allgemeinheit hindert, bis an seine Tür vorzudringen. Dort empfängt einen weder das Bellen von Hofhunden noch ungastfreundliche Worte. „Verbotner Weg!“ ist hier ein unbekannter Begriff. Nur Gastfreundschaft, Freude und Schönheit grüßen den Wanderer in diesem wunderbaren Park. Wie glücklich ist nicht der Mensch, dem gegeben ist, sich an der Freude andrer zu ergötzen! Er genießt die himmlische Freude, daß ihm hundertfach vergolten wird.

In dem großen Park hat Patterson Tennis- und Golfspielplätze, Klubhäuser, Schwimmbassins und Planschbecken für Kinder anlegen lassen. Er hat zehn kleine Hütten mit Küchengeräten bauen lassen; man braucht nur um den Schlüssel zu bitten, dann kann man den ganzen Tag draußen liegen, sich sein Essen kochen und bei Regen in der Hütte einkehren. Noch viele andre Annehmlichkeiten und Zerstreuungen stehen denen bereit, die „Hills and Dales“ besuchen.

Eine Anzahl Schweizer Ingenieure und Geschäftsleute, die sich auf einer Studienreise durch Amerika befanden, kamen gerade nach Dayton, als wir dort waren.

Wir wurden mit ihnen zusammen nach Far Hills eingeladen. Auf langen Tischen gab es dort im Park ein kaltes Büfett, und nachdem wir uns gestärkt hatten, hielt der Wirt einen Vortrag über sein Leben und seine Arbeit.

Er ist ein Mann von 76 Jahren, sieht aber aus wie ein Sechzigjähriger. Er sprach anspruchslos, aber mit der deutlichen Absicht, auf seine Zuhörer erzieherisch einzuwirken. Er sprach es auch offen aus und er hob hervor, daß wir alle in unserm Leben und in unsrer Arbeit die, mit denen wir in Berührung kommen, erziehen und bessern können. Das ist ein wichtiger Teil unsrer Verantwortung andern gegenüber. Er erzählte von der Zeit vor Jahren, als er sein einfaches Sommerhaus baute. Wie leicht hätte er sich nicht an die geschicktesten Architekten wenden und sie einen Marmorpalast bauen lassen können! Aber „das hätte mich nicht glücklicher gemacht".

Sein Lokalpatriotismus kam in lustiger Weise zum Durchbruch, als er erklärte, das Volk von Ohio sei das beste auf Erden, deswegen, weil gerade über dieser Gegend ein Sturmzentrum liege. Der Zusammenhang war etwas unklar; wenigstens fiel es mir schwer, dem roten Faden zu folgen. Aber das muß man ihm verzeihen. Sicher ist, daß es viele tüchtige Leute in Ohio gibt. Daß die beiden Präsidentschaftskandidaten Harding und Cox Söhne dieses Staats sind, beweist allerdings weder etwas dafür noch dagegen.

Es mußte Eindruck machen, einen Mann zu hören und zu sehen, der sich mit so wenig als möglich von dem Luxus umgibt, mit dem andre Menschen sich selbst und ihr Dasein zu beschweren pflegen. Dafür geht sein Bestreben dahin, andern Wohlstand und Glück zu schaffen.

Dayton hat ihm viel zu verdanken. Man erzählt, daß im Jahr 1913 der kleine Fluß Miami, der nun ganz still und friedlich durch die Stadt fließt, schnell über seine Ufer stieg und eine sehr gefährliche Überschwemmung verursachte. Man zeigte uns Häuser, in denen das Wasser bis ins zweite Stockwerk gestiegen war. Sechshundert Menschen und zweitausend Pferde ertranken. Herr Patterson war da mit seinen reichen Mitteln ein unermüdlicher Helfer geworden. Unter anderm hatte er in seiner Fabrik eine Masse kleine Kanoes bauen lassen, um Menschenleben zu retten. Alle sieben Minuten soll ein Kanoe fertig gewesen sein. Das klingt amerikanisch.

Herr Patterson ist in Wahrheit ein Mann, den jedes Land mit Stolz den Seinen nennen würde. Sein Beispiel wirkt weit über die Grenzen seines Landes hinaus, und Heil dem Lande, in dem viele seinen Spuren folgen!

Den Teil der großen Wohlfahrtsarbeit von N. C. R., der mir am besten gefiel, hatte ich mir bis zuletzt aufgespart. Das war eine Abteilung im Welfare Department, die Personnel Division genannt wurde. Mehrere

Personen, Männer und Frauen, waren dort angestellt. Die Arbeiter hatten sich an einen Herrn zu wenden, die Arbeiterinnen an eine Dame; die ganze Abteilung ist für alle Kinder der N. C. R.-Familie tätig. Niemals habe ich ein so wohltuendes Gefühl gehabt, wo es sich um viele Menschen handelte, wie als wir mit den leitenden Persönlichkeiten dieser Abteilung sprachen. Ihr Ziel ist, den Angestellten den Weg zu ebnen, ihre Unzufriedenheit zu erforschen und, wenn es möglich ist, die Ursache zu beseitigen, die Betrübten zu trösten, die Jugendlichen zu beraten und zu warnen und sie so zu unterweisen, daß sie die Wege, die allen offen stehen, ausnützen können. Ihre Aufgabe ist, „milde und verzeihende Worte" zu sprechen. Fühlt sich jemand bei Beförderungen oder andern Gelegenheiten ungerecht behandelt, so kann er zu diesen Beratern mit dem Bewußtsein gehen, daß die Sache allseitig und gerecht beurteilt werden wird. Wird jemand entlassen oder will er abgehen, so muß die Personnel Division die Ursache untersuchen. Möglicherweise ist die betreffende Person in eine Stelle gekommen, die aus irgendeinem Grunde nicht für sie paßt, oder sie paßt nicht für die Stelle. Dieselbe Person kann aber in einer andern Abteilung ausgezeichnet sein und sich dort wohlfühlen. Durch die Personnel Division wird die Sache aufgeklärt, und das Ergebnis ist oft eine Versetzung innerhalb der Fabrik an Stelle eines Ausscheidens oder einer Entlassung.

Herr Hardesty und Fräulein Ella Haas, die beiden

leitenden Persönlichkeiten dieser Abteilung, waren für ihre äußerst delikaten Aufgaben vorzüglich geeignet. Beide waren verständnisvolle, teilnehmende, warmherzige Menschen, und man fühlte, wie leicht es sein mußte, so wohlwollenden Personen sein Herz zu eröffnen und alles zu berichten, was drückte und beschwerte. Ihr Wunsch und ihre Aufgabe waren einzig und allein, die Dinge ins rechte Geschick zu bringen.

Oft geschieht es, daß gegen jemand der Vorwurf mangelnder Anteilnahme oder saumseliger Arbeit erhoben wird. Der Betreffende wird zur Personnel Division geschickt. In dem vertraulichen Gespräch, das bald in Gang kommt, tritt die Ursache zutage. Vielleicht bedrückt den Mann der Kummer um seine kranke Frau. Dann wird eine der visiting nurses in sein Heim geschickt, um nach der Kranken zu sehen, und alle Hilfe und Erleichterung, die Wohlwollen und praktische Fürsorge schaffen können, wird diesem Haushalt zuteil.

Vielleicht ist der Mann selber krank, ohne es zu wissen oder ohne sich um Hilfe umgesehen zu haben. Herrn Hardestys geübtes Auge entdeckt bald die Ursache.

Die Familien können wirtschaftliche Sorgen bedrücken, die durch eine Hilfe beseitigt werden können. Vielleicht hat ein Vorgesetzter nicht die richtige Art, mit den Leuten umzugehen; dann muß dem abgeholfen werden. Vielleicht liegt eine der tausend Sorgen und Kümmernisse vor,

in denen kein Mensch helfen kann, in denen aber ein freundliches Wort wirkt wie Balsam auf eine offene Wunde.

Mit Fräulein Haas kamen wir während unsres Besuchs der N. C. R. oft in Berührung. Sie war die personifizierte Mütterlichkeit. Ihre Augen, deren Ausdruck den ganzen Bereich zwischen tiefster Wehmut und strahlendster Heiterkeit umspannte, verrieten, daß sie alle Grade menschlicher Freude und menschlichen Leids verstehen konnte. Ihr lebhafter Geist hatte sie jung erhalten. Aber das weiße Haar erzählte von Jahren voller Arbeit und Erfahrung.

Selbst in Amerika gehören Menschen wie sie zu den Ausnahmen. Aber wenn ein solcher Mensch auf jeder Arbeitsstätte wirken könnte, würde die Welt bald ganz anders aussehen als jetzt. Sicherlich gibt es viele von ungefähr derselben Art wie sie; man sollte sie zu ermitteln suchen und sie den Nutzen stiften lassen, den sie selber ganz sicher zu schaffen wünschen. Die Welt bedarf ihrer.

Ein Fräulein in der Personnel Division erzählte, eine Arbeiterin habe bei einer festlichen Gelegenheit eine Rede auf Fräulein Haas gehalten und dabei geäußert: „Man sagt, es sei schade, wenn Frauen wie Miß Haas nicht heiraten und Kinder bekommen; wir aber verstehen, welchen Sinn es hat, daß sie unverheiratet geblieben ist. Ihr großes warmes Mutterherz hat Raum

für unendlich viel mehr Kinder als die wenigen, denen eine Frau das Leben schenken kann. Uns allen hier ist sie wie eine Mutter."

Es war ganz wundersam, in der Wirklichkeit ein System durchgeführt zu sehen, das ich in meiner Phantasie erträumt und erhofft hatte. Um unsre Industriellen dazu zu bewegen, dem Beispiel zu folgen, kann ich nichts andres tun, als schlicht und einfach die Hauptzüge zu beschreiben und darzulegen. Sollte jemand Lust bekommen, es auf schwedischen Boden zu verpflanzen, so würde mich dies sehr freuen.

Es ist klar, daß Wohlfahrtseinrichtungen zu einem gut organisierten Betrieb gehören müssen. Das Land und die Industrie, die an der Spitze marschieren wollen, müssen darauf bedacht sein, für ihre Arbeiter alles zum Besten zu regeln. Dazu müssen eigens ausgebildete Männer und Frauen angestellt werden.

* *
*

Bevor ich die Beschreibung von Dayton abschließe, will ich noch einiges über das National Military Home sagen, das in einem großen Park vor der Stadt liegt. Es ist eine Gemeinde für sich mit vielen großen und kleinen Häusern, Krankenhaus, Kirche und Verwaltungsgebäuden. Dort können Kriegsinvaliden den Rest ihrer Tage zubringen, bis sie auf dem Friedhof Ruhe finden. Man darf nicht etwa glauben, daß junge Männer aus dem

letzten großen gräßlichen Krieg hier eine Freistatt gefunden hätten. Nein, es waren Invaliden aus dem Bürgerkrieg von 1861 bis 1865, die noch übrig sind als „Siegeszeichen in Ruinen“. Dreitausend alte Männer leben dort, und es war rührend, sie zu sehen. Mehrere waren über hundert Jahre alt, viele über neunzig. Auf dem Kirchhof ruhten dreizehntausend. Auf jedem Heldengrab war ein kleiner Stein errichtet, der Namen, Jahreszahlen und das Regiment verzeichnete, dem der Verstorbene angehört hatte. Der Abstand zwischen den Steinen war etwas größer als die Breite eines Sarges; sie standen in einem natürlichen Park zwischen spärlichen Bäumen, in Reih' und Glied wie Soldaten. Die Grabsteine der Offiziere waren etwas größer. Auf einem stand: Major Carl Berlin. Wir schmückten das Grab mit weißen Lilien; denn der in seinem Schoße ruhte, gehörte zu meinen liebsten Kindheitserinnerungen.

* *
*

Von Dayton fuhren wir geradeswegs nach New York zurück, wo wir die Mittsommertage verlebten. Wie ganz anders hier als zu Hause! Kein Fest, keine Ruhe! Die ganze brausende Arbeit ging in dem großen Ameisenhaufen ihren gewohnten Gang weiter. Man muß wie wir in der Nähe des Pols leben, um die Bedeutung des Tags zu verstehen, an dem uns die Sonne den längsten Besuch abstattet.

Am Johannisabend war ich in der Gustav-Adolf-Kirche, wo der schwedische Pastor Dr. Stolpe vor etwa hundert Schweden Bibelerklärung hielt. Mit Absicht hatte er den Text Matth. Kap. 25, Vers 40 gewählt: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Ich hatte danach Gelegenheit, über die Arbeit zu berichten, die Schweden für hungernde Kinder leistet. Auch hier fand ich offne Herzen und Hilfsbereitschaft.

Am Johannistag selbst war ich in Herrn Hoovers Bureau. Ich hatte ihn schon früher, bei meinem ersten Besuch getroffen und über meine Pläne und Wünsche in der großen Notstandsarbeit gesprochen. Er war ein sehr sympathischer Mann, auf den man sich verlassen konnte. Eine unglaubliche Riesenarbeit hat er während und nach dem Krieg geleistet, um Ordnung in das Chaos zu bringen. Er hat ein unvergleichliches Organisationstalent. Durch ihn sind Millionen Menschen gerettet worden. Man muß ihm ungeteilte Bewunderung zollen. In seinem Bureau arbeiten wenigstens hundert Menschen, um die Not in Europa zu lindern. Ich wollte nicht hinter seinem Rücken handeln, als ich die schwedischen Amerikaner dazu zu bewegen suchte, auf dem Wege über Schweden zu helfen. Herr Hoover will nämlich in diesem Herbst in ganz Amerika eine große Sammlung veranstalten, um mehr Hilfe zu bringen. Deshalb wollte ich ihm von neuem über die Arbeit berichten, die ich unter den

schwedischen Amerikanern begonnen hatte. Diesmal traf ich nicht ihn, sondern seinen Hauptmitarbeiter, von dem ich viel Interessantes über die große Hilfsaktion erfuhr.

* *
*

Am 25. Juni nahm ich von dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten Abschied mit einer gewissen Wehmut und dem Gefühl der Dankbarkeit für alles, was ich gesehen und gelernt hatte. Es fiel mir auch recht schwer, meine Reisegefährtin auf dem Kai von Brooklyn zurückzulassen; ich konnte aber recht wohl verstehen, daß sie die Gelegenheit benutzen und noch einige Zeit bleiben und noch mehr lernen wollte.

Die Heimfahrt über den Atlantischen Ozean auf demselben norwegischen Dampfer „Stavangerfjord" war geradezu wundervoll. Es wäre vielleicht übertrieben zu sagen, das Meer habe dagelegen wie ein Spiegel; wenn ich aber sage, es war, als führe man bei frischem Sommerwind auf dem Mälarsee, so komme ich der Wahrheit nahe.

Von den Fahrgästen kannte ich nur meine Kajütkameradin. Wir hatten es zu zweien außerordentlich gemütlich, fühlten uns aber anfangs unter lauter Fremden etwas einsam und verlassen. Sie hatte auch die Hinfahrt mitgemacht, und wir vermißten beide alle die guten, liebenswürdigen Reisegefährten, die uns damals soviel

Vergnügen bereitet hatten; jetzt machte uns zunächst niemand einen gemütlichen Eindruck. Es dauerte aber nur wenige Tage, da hatten wir entdeckt, daß es auch diesmal viele gute, nette, liebe und unterhaltende Menschen gab. Die Rückfahrt wurde daher mindestens ebenso angenehm wie die Hinfahrt, und das liebliche Sommerwetter mehrte in hohem Maße das Behagen.

Einer der Reisegefährten war ein trefflicher Mann. Es war ein norwegischer Amerikaner namens Hestenes. Er hatte vor siebzehn Jahren in Amerika seine Laufbahn als Geschäftsmann begonnen, und es war ihm gut gegangen; er hatte viel Geld verdient. Aber das gab ihm keine Befriedigung. Er mußte mehr direkt für seine Mitmenschen arbeiten. Er nahm eine Anstellung in einem Settlement in einem Viertel Chikagos, das den bezeichnenden Spitznamen Little Hell führte. Hier haben er und seine Frau viele Jahre gearbeitet. Daß ihre Bemühungen oft erfolggekrönt waren, wenn es galt, tief in Armut und Elend gesunkene Menschen zu retten und zu heben, das begriff man, wenn man seine begeisterte Erzählung hörte. Ausschließlich sein inniger Glaube an Christi Lehre war die Kraft, die ihn leitete. An Bord der „Stavangerfjord" trug er viel dazu bei, die Fahrgäste bei guter Laune zu erhalten, indem er allerhand Vergnügungen arrangierte. Dazwischen hielt er ergreifende Predigten.

Am 4. Juli, dem amerikanischen Nationalfeiertag,

veranstaltete er unter Ausnutzung der an Bord gebotenen beschränkten Möglichkeiten einen historischen Festzug. Da bekam man Indianer zu sehen, George Washington und andre bekannte Persönlichkeiten, Einwanderertypen von den ersten Holländern bis zu den Einwanderern unsrer Tage. Soldaten und Rote-Kreuz-Schwestern fehlten natürlich auch nicht. Mehrere Reden wurden gehalten, darunter ein paar mehr oder weniger chauvinistische von einigen Amerikanern. Die meisten Fahrgäste waren norwegische Amerikaner, die auf Besuch nach Hause reisten. Viele von ihnen hatten Norwegen seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen; andre waren als Kinder norwegischer Eltern in Amerika geboren. Herr Hestenes warnte sie alle vor der Enttäuschung, die die Wirklichkeit oft bereitet, wenn man in das Land seiner Träume zurückkehrt und nicht alles den Erwartungen entspricht. Er bat die in der Jugend Ausgewanderten nicht zu vergessen, was sie vom Vaterland empfangen hatten. Dort hatten sie den Teil ihres Lebens verbracht, in dem man nur empfängt; später waren sie nach Amerika gekommen, gerade als sie soweit waren, ihre Arbeit und deren Früchte zu bieten. Er ermahnte sie, nicht zu vergessen, was sie Norwegen in hohem Maße schuldeten. Es war eine ausgezeichnete Rede voll Ernst und Scherz.

Als die „Stavangerfjord" nach Bergen kam, verließen Herr und Frau Hestenes das Schiff. Er wurde enthusiastisch gefeiert. Mit Hurrarufen, Winken und

wahrhaftem Indianergeheul versuchte man, ihm den Dank abzustatten für die Freude, die er allen während der Fahrt bereitet hatte.

Die Fahrt die norwegische Küste entlang bildete den entzückenden Abschluß einer unvergeßlichen und lehrreichen Reise.

Neuntes Kapitel.

Zur Wohnungsfrage.

Das Ziel meiner Reise nach Amerika war nicht gerade das Studium der Wohnungsfrage. Viele, die auf diesem Gebiet Fachleute sind, reisten zu diesem Zweck dorthin, und ich hielt es daher nicht für notwendig, die kurze mir zur Verfügung stehende Zeit dadurch zu zersplittern, daß ich mich in noch ein Problem vertiefte. Da diese Frage aber aufs engste mit Leben, Gesundheit und Arbeitskraft der ganzen Menschheit zusammenhängt und da ich ihr immer das wärmste Interesse entgegengebracht habe, so beobachtete ich natürlich soviel als möglich, soweit mir mein eigentliches Studium dazu Zeit ließ. Was ich sah, genügte jedenfalls für einen Vergleich mit unsern schwedischen Verhältnissen und berechtigt mich, in diesem Zusammenhang einige Gesichtspunkte vorzutragen.

Ich habe bereits erwähnt, daß wir nur *einen* Betrieb besichtigten, der Arbeiterwohnungen in größerem Maße gebaut hatte. Daß die andern dies nicht getan hatten, lag daran, daß es genügend viele, andern Besitzern gehörende Häuser zu mieten gab. Unter solchen

Umständen wurde es für beide Teile als vorteilhafter angesehen, wenn Arbeitgeber und Arbeiter in dieser Beziehung voneinander unabhängig waren. Einige Betriebe trugen zur Lösung der Frage auf sehr ansprechende Art bei, indem bei ihnen ein Arbeiter, der eine bestimmte Zeit im Werk beschäftigt war und einen gewissen Betrag erspart hatte, vom Betrieb zu guten Bedingungen ein Baudarlehen erhalten konnte. Eigenhäuser sind natürlich das Idealste. Andre Betriebe, hörten wir, kauften großen Grundbesitz in der Nähe der Stadt oder der Fabrik. Sie führten eine Straßenbahnlinie dorthin und sorgten für Wasser, Licht usw. Dann verkauften sie von vier Baustellen drei an Fremde und überließen nur die vierte dem eignen Personal. Hierdurch verdienten sie an den verkauften Bauplätzen oft so viel, daß sie den Grund und Boden für die eignen Wohnhäuser frei hatten. Ein andrer großer Vorteil ist der, daß die Arbeiter, die täglich miteinander in Berührung sind, nun nicht auch noch nebeneinander zu wohnen brauchen, sondern andre Menschen treffen und sehen, was ja immer anregend wirkt.

Amerika ist uns unendlich weit voraus in allem, was praktische Wohnungseinrichtung anlangt. Drei, vier, fünf, auch sechs Zimmer sieht man als Bedarf für Arbeiterfamilien an, je nach der Zahl der Familienmitglieder. Eine Wohnung ohne eignes Bad ist nicht denkbar. Alle möglichen, Arbeit sparenden praktischen Erfindungen stehen zur Verfügung. Elektrische Waschmaschinen und Staub-

sauger sind an Stelle der veralteten Systeme des Handwaschens und Ausklopfens in Gebrauch. Abgesehen davon, daß Zeit und Arbeit gespart werden, bleibt man auf diese Weise auch damit verschont, alle seine Nachbarn Teppiche, Möbel und Betten ausklopfen zu hören; es ist das in einer dicht bevölkerten Gemeinde eine Qual, die ganz besonders an den geplagten Nerven der Menschen zehrt.

Was Baumaterial, Architektur und Heizung anlangt, müssen die bestehenden Verhältnisse in den verschiedenen Ländern das entscheidende Wort sprechen. Was für den einen Ort geeignet ist, paßt nicht für den andern, und jedes Land muß selbst das Beste und Geeignetste aussuchen.

Folgende Grundsätze möchte ich für alle aufstellen, die in unserm Land Arbeiterwohnungen bauen:

Man baue die Gebäude so, daß jede Wohnung wenigstens einige Stunden am Tage Sonnenlicht hat.

Man baue sie an möglichst hochgelegener Stelle und mit schöner Aussicht.

Man versehe die Häuser mit Kachelöfen und Küchenherden (auch mit Gasherden), nicht mit Zentralheizung und vor allen Dingen nicht ausschließlich mit Gasherden.

Man streiche alle Innenwände und Decken mit Ölfarbe.

Man statte womöglich jede Wohnung mit eignem Badezimmer aus.

Man belege alle Dielen mit durchgedruckten Linoleumteppichen, bis etwas Besseres erfunden ist.

Man bringe die Fenster so an, daß sie sich bequem nach innen öffnen lassen und leicht zu reinigen sind.

Man decke die Häuser mit Ziegeln, nicht mit Schiefer.

Man baue die hohen Häuser mit Dachterrassen, die bequem zur Ausnutzung des Sonnenlichts verwendet werden können.

Man schütze alle Rohre so, daß sie nicht vom Frost gesprengt werden.

Man mache die Häuser und ihre Umgebung so schön als möglich.

Außerdem gibt es unzählige Einzelheiten, die eine Wohnung praktisch, gemütlich und gesund machen. Merkwürdigerweise verstehen gerade die, deren Beruf diese Arbeit ist, das nicht auf beste Weise auszuführen.

Ich weiß, daß viele Einwendungen machen werden gegen mit Ölfarbe gestrichene Decken und Wände. Vor allen Dingen, daß es zu teuer sei. Auf diesen Einwand will ich antworten, daß Ölfarbe auf die Dauer billiger ist als Tapete. Wenn man die Baukosten berechnet, muß man auch die Ausgaben für die Unterhaltung mit einbeziehen, und oft ist es in Wahrheit eine Ersparnis, das Teurere von zwei Dingen zu wählen.

Es hat sich die Ansicht festgesetzt, mit Ölfarbe gestrichene Wände seien ungemütlich und häßlich. Daß solche

Wände nicht häßlich sind, wird dadurch bewiesen, daß man sie in den elegantesten Häusern sehen kann, freilich oft in Verbindung mit Dekorationen. Aber auch ganz einfarbige Wände geben einen ruhigen behaglichen Hintergrund, natürlich unter der Voraussetzung, daß ein weicher, schöner Farbenton gewählt wird. Perlgrau paßt zu allen Holzarten und hebt alle Farben hervor. Es gibt keinen Hintergrund, auf dem Blumen schöner stehen. Aber die Farbenskala hat viele Töne, und jedermanns Geschmack kann befriedigt werden. Daß Ölfarbe nicht gemütlich sein soll, ist Einbildung. Eine solche Behauptung macht nur jemand, der diese Methode noch nicht versucht hat.

Die erste Bedingung für häusliches Behagen ist Reinlichkeit und Sauberkeit. Wir wissen nur allzugut, wie verbreitet in unserm Land die Wanzen sind. Sobald diese Plage irgendwohin gekommen ist, bedarf es grenzenloser Arbeit und großer Geduld, sie wieder loszuwerden. Bei tapezierten Wänden ist es oft unmöglich. Kein Mittel ist wirksamer und ungefährlicher als Ölfarbe.

In kleinen Grundstücken, in denen viele Menschen wohnen, sind ansteckende Krankheiten keine seltnen Gäste. Reinlichkeit ist das beste Mittel gegen Verbreitung von Seuchen, und man kann nicht sagen, daß ein Krankenzimmer gereinigt ist, wenn man nicht die Wände gewaschen hat.

In neuen Häusern geschieht es oft, daß Türen, Decken und Wände Risse bekommen. Der Anstrich und

die Tapeten werden dabei zerstört. Der letzte Anstrich muß daher so lange hinausgeschoben werden, bis das Haus ein Jahr alt geworden ist. Wenn die Risse ausgebessert und die Zimmer fertig gestrichen sind, hält sich die Ölfarbe lange und muß nur von Zeit zu Zeit aufgefrischt und instand gehalten werden.

Trotzdem unsre Kultur soviel älter ist als die amerikanische, steht unser Volk doch unvergleichlich viel tiefer, was die rein praktische Seite der Einrichtung und Pflege der Wohnungen betrifft. Es ist ein Vergnügen, in die Wohnungen der amerikanischen Arbeiter zu kommen und zu sehen, wie rein alles ist. Die Luft ist auch immer frisch, weil die persönliche Sauberkeit in den Wohnungen größer ist als bei uns.

Dagegen ist die Wohnungseinrichtung in Amerika in reichen wie in einfachen Wohnungen gewöhnlich häßlich.

Bei uns ist es sehr verschieden. Ich will nicht von den Wohnungen der Reichen sprechen, die zwar äußerst geschmackvoll, schön und elegant sind, die aber oft die erste Bedingung vermissen lassen für das, was ein Heim sein soll: den Platz, wo man am besten arbeitet, am besten ruht und sich am glücklichsten fühlt. Ein Heim soll die Art derjenigen widerspiegeln, denen es gehört. Es soll persönlich sein. Sonst weckt es kein Interesse, auch wenn es noch so sehr mit kostbaren Möbeln und Kunstwerken angefüllt ist.

Aber ein Heim darf nicht häßlich sein. Leider sind die meisten von unsern Arbeiterheimen, auch die gediegenen, sauberen, gerade herausgesagt, häßlich. Die Geschmacksrichtung, die jetzt Mode ist, ist häßlich. Man kauft kostbare, schwere, dunkle Möbel. Das Schlimmste ist, daß man sie auf Abzahlung kauft und daß das ganze Leben durch diesen kostspieligen Anfang belastet wird. Aber es gibt eine andre Mode, einen andern Geschmack, der vielen schwedischen Heimen ihr einfaches, heitres Gepräge gibt. Schade, daß dieser Geschmack bei unsern Arbeitern keinen rechten Fuß hat fassen können; er würde ihr Dasein angenehmer machen.

Wenn man an ein Heim denkt, wünscht man, die Leute möchten nicht so viele Sachen sammeln und sich leichter von ihren irdischen Besitztümern trennen. Oft sitzt man mit einer unnötig großen Wohnung da, weil man zuviel Möbel besitzt. Außerdem hat man Kisten und Kasten, Boden und Garderoben angefüllt mit unnötigen Dingen. Wenn man auf Ordnung sieht, mustert man seine bewegliche Habe wenigstens einmal im Jahr; aber das kostet Zeit und Geld. Ist man nachlässig, so bleibt das Gerümpel liegen und verdirbt. Dieser Übelstand herrscht in allen Gesellschaftsschichten. Im Heim des armen Mannes läßt man alles liegen, in der Meinung, es könnte vielleicht doch noch einmal nützlich sein. Man müßte in allen Winkeln rein machen und alle Schubfächer ausleeren; dann würde es in den kleinen, engen

Wohnungen viel gesünder werden. In den großen müßte man alle überflüssigen Möbel ausscheiden, damit ein bessrer Zugang zu den Zimmern geboten würde.

Gute Wohnungen sind die erste und wichtigste Voraussetzung für Glück und Fortschritt eines Volkes. Es ist für uns alle entwürdigend, daß diese wichtige Forderung so wenig beachtet wird. Zur Zeit steht es damit ganz verzweifelt, und das Schlimmste ist, daß man keinen Ausweg aus den Schwierigkeiten sieht, wenigstens solange die jetzigen Verhältnisse bestehen. Die Arbeitslöhne im Bauhandwerk sind unsinnig hoch, und das Bauen erscheint unmöglich. Die Arbeiter selbst müssen in erster Linie darunter leiden. Diese Kampfmethode, denn etwas andres ist es nicht, ist ein zweischneidiges Schwert, das angeblich gegen das Kapital gerichtet ist, das aber vor allem den großen heimlosen Teil unseres Volkes trifft.

Es ist traurig, daß es so schwer ist, den Zusammenhang zu erfassen und zu überblicken, und daß unsre klugen, klardenkenden Arbeiter von ihren Führern so gefesselt sind, daß sie die Schwierigkeiten, die in erster Linie sie selbst drücken, nicht auf einem praktischen Weg beseitigen können. Vermehrte Produktion, auch im Baufach, ist der Weg zum Wohlstand.

In einer Zeitung, die die United States Steel Corporation für die Arbeiter des Stahlwerks in Gary (Indiana) herausgibt, stand folgender kleiner, einfacher, aber aufklärender Artikel:

Die Faulheit kommt teuer zu stehen.

Wir stehen vor der Wirklichkeit, nicht vor einer Theorie. Alle Preise sind hoch und zeigen die Neigung zu steigen. Die Löhne sind hoch und steigen immer mehr. Wenn die Preise steigen, müssen die Löhne folgen. Wenn die Löhne in die Höhe gehen, müssen die Preise gleichen Schritt halten. Die Lohnempfänger fordern, daß die Preise sinken, während die Löhne genau so hoch bleiben und fortfahren zu steigen; die Arbeitgeber haben fast die Hoffnung aufgegeben, jemals die Löhne herabsetzen zu können.

Auf die Frage, wie dieser Knäuel entwirrt werden soll, werden viele Antworten gegeben. Wir wollen uns nicht auf das Gebiet der Volkswirtschaftler begeben und eine Ansicht auszusprechen riskieren oder die neuentdeckten tausendundein Universalmittel zu prüfen; denn wir sind in diesen Sachen nicht zu Hause. Aber einen Vorschlag können wir unterstützen ohne Kenntnis der wirtschaftlichen Geheimnisse, einen, der mathematisch einfach, ohne weiteres anzuwenden und klar und leicht verständlich ist.

Wenn wir einen Jungen für einen Dollar täglich zum Heidelbeerpflücken anstellen, und er pflückt zehn Viertelliter, so kostet jedes Viertelliter 10 Cent. Wenn er seine Arbeitsleistung verdoppelt, vermindert er die Kosten auf 5 Cent. Unterbricht er mitten am Tag seine Arbeit, um baden zu gehen, und liefert am Schluß der

Arbeitszeit nur fünf Viertelliter, dann steigen die Kosten auf 20 Cent. Und wenn er am nächsten Tag selber Heidelbeeren kaufen muß, ärgert er sich über den Preis, der nach diesen Zahlen berechnet ist, aber er muß ihn bezahlen.

Alles dies ist einfach genug. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf andre Gebiete ist ebenso einfach. Wenn ein Setzer, Dreher, Tischler oder ein Mann, der Eisenbahnen oder sonst etwas in der Welt wieder instand setzt, faulenzt anstatt zu arbeiten und dadurch seine Produktion herabsetzt, erhöht er zwangsläufig den Preis der Ware, die er erzeugt. Wenn er für den Staat arbeitet, erhöht er keine Preise, aber er erhöht die Steuern, seine eignen und die andrer.

Mit klaren Worten hat Wilson die Eisenbahner darauf hingewiesen, daß das Hilfsmittel gegen hohe Preise nicht verminderte Produktion ist. Seine Bemerkungen galten der verminderten Produktion durch organisierte, vollständige Arbeitsniederlegung. Aber sie sind ebenso zutreffend, wenn es sich nur um einen Einzelnen handelt, der sich weigert, überhaupt zu arbeiten oder die ganze Zeit zu arbeiten oder wirkungsvoll zu arbeiten. In der ganzen Welt herrscht Mangel an Waren und Arbeitskraft. Jetzt, da es mehr Arbeit gibt als Männer, ist es vielleicht natürlich, daß der Arbeiter seine Anstrengungen vermindert. Man kann verstehen, daß er fühlt, er braucht sich nicht anzustrengen, und daß er sich deswegen nicht an-

strengt. Aber niedrige Preise wird es nicht eher geben, als bis er sich von diesem Gefühl freimacht.

Das Gesetz von Angebot und Nachfrage gilt andauernd, auch in Rußland, wo es offiziell abgeschafft wurde. Wenn die Nachfrage den Vorrat übersteigt, müssen die Preise steigen, bis die Nachfrage sich dem Vorrat angleicht. Die einzige Art, wie man 100 Paar Schuhe für 200 mögliche Käufer hinausschicken kann, ist die, den Preis so hoch festzusetzen, daß die Hälfte der Käufer ihn nicht bezahlen kann. Wenn auf der andern Seite der Vorrat die Nachfrage überschreitet, muß der Preis fallen, bis er neue Käuferschichten anlockt, die die Nachfrage und damit den Preis wieder in die Höhe treiben.

Wenn die Welt an Zucker, Schuhen, Wolle, Stahl und Kupfer, Automobilen, Schiffen und Häusern, Kohlen und Weizen Mangel leidet, so liegt die Abhilfe dagegen nicht darin, die Produktion dieser Waren zu senken. Wenn man diese Wahrheit schwarz auf weiß niederschreibt, wird sie lächerlich klar. In der Praxis, wo das Verhältnis von hundert Rücksichten verdunkelt wird, die in Wirklichkeit mit der Sache nichts zu tun haben, ist sie nicht immer ebenso klar. Sie ist indessen immer wahr, und nie kann man darüber hinwegkommen. Nur einen Weg gibt es, die Preise unter die jetzige Höhe herabzuzwingen, und das ist der, daß alle zufassen und von allem so viel produzieren, daß gleichzeitig der Preis fallen

kann und fallen muß. Verringert die Kosten und vermehrt den Vorrat, dann müssen die Preise sinken. Aber solange wir den Vorrat senken und die Kosten erhöhen, indem wir langsam und schlecht arbeiten, werden die Preise steigen.

Ein amerikanischer Gelehrter.

Wir haben viel von Amerika zu lernen, wie Amerika viel von uns zu lernen hat. Man erkennt vielleicht nicht, wie gut es einem geht, wenn es einem nicht immer wieder eingeprägt wird. Drüben saugt man mit jedem Atemzug die Erkenntnis ein, daß Amerika das beste Land auf Erden ist, und man singt sein Lob in allen Tonarten. Unser Land hat so vieles vor Amerika voraus, wenn wir ihm auch in dieser und jener praktischen und materiellen Hinsicht nachstehen. Aber wir sprechen nicht immer wieder davon, es steht nicht überall angeschlagen, und die Folge ist, daß wir es vergessen. Wir haben obendrein die schlechte Gewohnheit angenommen, von all dem Guten und Großen, das wir besitzen, schlecht zu sprechen.

Allein schon der Umstand, daß wir ein Volk aus altem, gutem Stamme sind, das eine Sprache spricht, ist ein Vorteil, der unendlich vieles aufwiegt. Drüben ist eine ständige Einwirkung, eine ständige Hypnose notwendig, um alle Menschen zu dem Glauben zu bringen, daß sie nur Amerikaner sind. Sie dürfen nicht länger

Japaner, Afrikaner, Italiener, Russen, Deutsche, Schweden, Norweger, Franzosen sein.

Wenn man die häßlichen Schwierigkeiten und beständigen Verwicklungen, die der Rassenunterschied zwischen den Weißen und den Schwarzen verursacht, mit unsern Verhältnissen vergleicht, wo alle gleich sind, alle zur selben Rasse gehören, versteht man, welchen Vorsprung wir haben. Wir *reden* nicht so viel von der Gleichheit, aber sie ist *vorhanden*. Drüben wird davon gesprochen, aber sie fehlt. Wenn wir unsre Vorteile ausnützten, wenn wir im selben Tempo arbeiteten wie die Amerikaner, würde es uns unendlich viel besser gehen. Schon der Umstand, unter seinem eignen Volk in seinem eignen Land zu sein, ist ein unermeßlich großes Glück und Vorteil.

Wir müssen *gemeinsam* daran arbeiten, daß alle zu Wohlstand und zu höchstmöglicher Entwicklung gelangen. Wenn alle nur von andern fordern und andre tadeln und Fehler bei andern suchen, anstatt daran zu denken, sich selbst zu verbessern, *schleicht* die Entwicklung vorwärts oder geht zurück, während sie ihren gleichmäßigen Gang gehen könnte.

Hierzulande hebt man hervor und bespricht alles, was schlecht ist. In Amerika spricht man von dem, was gut ist. Drüben ist jede Arbeit ein Ehrenamt und der Name Arbeiter ein Ehrentitel. Hier versucht man sich einzubilden, daß alles, was nicht mit den Händen ausgeführt wird, keine Arbeit sei. Alle Kopfarbeit, Organi-

sation, Erziehung, Rechtsprechung, Wissenschaft, Kunst usw. wird nicht für Arbeit angesehen. Ihre Ausüber erhalten nicht den Ehrentitel Arbeiter. Man spricht von der arbeitenden Klasse, aber die Kopfarbeiter dürfen nicht dazu gerechnet werden.

Nein! Man sollte die Menschen in Arbeiter und Drohnen teilen, ganz gleichgültig, welche Arbeit sie ausführen oder nicht ausführen. Vor allen Dingen aber sollen wir uns nicht länger durch das verräterische Wort „Proletarier" irremachen lassen. Seine Bedeutung erkennen gewiß nur ganz wenige von denen, die es anwenden. Aber seine Kraft ist hypnotisch. Beweisen wir, daß wir uns nicht länger durch klingende Worte einschläfern und betrügen lassen.

Laßt uns unsre Möglichkeiten erkennen und ausnützen! Wenn wir gemeinsam das Glück und den Wohlstand aller zu schaffen versuchen, werden wir das Ziel schneller und unter angenehmeren Umständen erreichen als in Amerika. Wir dürfen nicht ruhen, solange jemand unter ungünstigen Verhältnissen wohnt und arbeitet, solange ein einziges Kind ohne Schutz und Pflege aufwachsen muß, solange es Alte gibt, die der Stütze entbehren, und solange Krankheiten, Haß und Sünde ungehindert unter der Jugend ausgesät werden dürfen.

Was ich in diesem Buch geschrieben habe, erweckt vielleicht den Eindruck, als ob ich gedankenlos alles bewunderte, was ich in Amerika gesehen habe.

Man glaubt vielleicht, ich hätte die Verhältnisse in Amerika nur rosenrot gesehen und ich kennte die Schattenseiten nicht. Diese aber habe ich absichtlich nicht geschildert. Sie sind unvermeidliche Begleiterscheinungen eines ins Riesenhafte gesteigerten Konsums, einer überwältigenden, riesenhaften Produktion. Solange es eine solche in Europa nicht gibt und nicht geben kann, werden auch jene trüben Erscheinungen nicht eintreten.

Ich bin nicht nach Amerika gereist, um zu kritisieren, sondern um zu lernen. Und wir haben unendlich viel in diesem Land zu lernen, das von Jugend und Lebenskraft strotzt. Wenn wir die guten Lehren von drüben beachten und sie ins Leben überführen, werden wir bald merken, daß es sich bezahlt macht. Mit all unseren Möglichkeiten an Menschenmaterial, Naturschätzen, Klima und Bildung können wir weit höher steigen als irgendein andres Volk; aber daran müssen wir gemeinsam arbeiten.

Wir Schweden, die wir zu den wenigen gehören, denen die Schrecken des Kriegs erspart geblieben sind, besitzen viel unausgenützte Kraft, die uns einen Vorzug vor den andern gibt. Diese Kraft müssen wir anwenden, um ein führendes Volk zu werden, nicht nur, was den Sport betrifft, sondern noch mehr, was Arbeit mit dem daraus entspringenden Wohlstand und Glück für alle anlangt. Wenn es nicht für alle ist, ist das Ziel nicht erreicht.

Nicht große Reichtümer für eine Minderzahl

machen ein Volk zu dem, was es sein soll. Der Reichtum hat ein merkwürdiges Vermögen, Unsegen mit sich zu führen.

Mit den Nationen verhält es sich wie mit den Einzelwesen. Wenn eine von ihnen aufsteigt, zieht sie die andern mit sich. Geht es aber mit einem Volk abwärts, so folgen ihm andre Völker auf der abschüssigen Bahn nach.

Die Welt hat eine furchtbare Zeit durchgemacht, eine Zeit des Niederreißens. Nun muß das Aufbauen beginnen. Keiner darf sich dieser Arbeit entziehen. Jede Kraft wird gebraucht, jeder Arm, jeder kluge und gute Gedanke. Selbstsucht, Haß, Finsternis, Kleinlichkeit müssen weichen. Das Ziel ist, die Erde mit glücklicheren, besseren Menschen bevölkert zu sehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

